

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1979
HEFT 3**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von
Landschaft, Volkstum, Kultur

Herausgegeben vom

SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

30. Jahrgang Heft 3

Juli – September 1979

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Für Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 25,-, für Einzelhefte DM 6,50 (zuzüglich Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 22 32 43.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten

Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im KONRAD THEISS VERLAG, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 43 29 81.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-
dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch aus-
zugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:

Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 22 32 43.

Diesem Heft ist eine Beilage des Gebr. Mann Verlages, Berlin, beigelegt.

Inhalt

WILLY LEYGRAF

Zur Sache 145

Tübingen. Akzente und Aspekte 146

ADOLF BECK

Ein «neues Hölderlin-Bild»

Versuch produktiver Kritik 158

MARTIN BRECHT

Johann Valentin Andreae 166

MAX PRAGER

Als die Schwäbische Eisenbahn

aufs Wasser ging 175

WOLFGANG KÜSPERT

Ölschiefer – Entstehung und Nutzung 183

RÜDIGER GERMAN

Ölschieferabbau und Landschaftspflege 190

ALFRED WEISS

Das Siebenmühlental

im Schwäbisch-Fränkischen Wald 193

Leserforum 198

Buchbesprechungen 199

Anschriften der Verfasser 213

sh aktuell 214

Veranstaltungen und Studienfahrten 221



Willy Leygraf: Zur Sache

Da konnte man unlängst lesen, die Regierung dieses Landes wolle *alle Bemühungen um die Heimat- und Brauchtumpflege verstärkt koordinieren*. Dahinter darf man löbliche Absichten vermuten und nicht nur die Erkenntnis, daß «Heimat» derzeit wieder gut zu «verkaufen» und noch besser als Werbeträger einzusetzen ist (und zwar nicht nur für Zigaretten und Computer, sondern auch für politische Ideen und Gruppierungen).

Lassen wir die komplizierten Zusammenhänge der Brauchtumpflege hier einmal ganz beiseite; Heimatpflege jedenfalls kann nicht Sache des Staates sein. Nicht einmal deren Koordinierung. Schon allein deshalb, weil diesen Staat immer die politischen Gruppierungen von Regierung und Opposition bestimmen, während in der Heimatpflege für solche Polarisierungen kein Raum sein darf. Erst recht nicht darf Heimatpflege (oder gar deren Koordinierung!) Sache der Regierenden sein!

Der Staat sollte Rahmen und Formen des Miteinanders in der Gesellschaft so sichern, daß Beheimatung möglich ist, Heimat als Aufgabe und Verantwortung, die im Miteinander aller gesellschaftlichen Kräfte verwirklicht werden kann. Dazu gehören nicht allein die «uniformierten» Vertreter der Heimatpflege, die Volkstänzer, Bürgergarden und Volksmusiker, die Narrenzünfte in Tracht, Gewand, historischer Uniform oder Häs, die vor allem an Feiertagen und bei festlichen Anlässen einer weiteren Öffentlichkeit erkennbar werden, dazu gehören auch nicht nur die in den traditionellen Vereinen und Verbänden organisierten Heimatfreunde. Dazu gehören auch Gruppen und Einzelne, die sich dafür einsetzen, daß diese unsere Heimat vor allem in den vielen Alltagsbeziehungen heimatlich bleiben oder wieder werden kann. Ob Kinder Raum finden zu ungefährdetem Spiel, ob die Wege zur Schule und zur Arbeitsstätte, ob die Straßen und Plätze der Städte erfreulich sind oder nicht, wie die Wohnsiedlungen, die Dörfer sich entwickeln und wie wir miteinander in ihnen leben – davon hängt zu einem guten Teil ab, wieviel Heimat verwirklicht werden kann. Der Staat kann denen, die sich um all das mühen, durch finanzielle Förderung helfen – wenn er seine Hilfe nicht als Mittel der Lenkung benützt. Er kann Voraussetzungen für die Verwirklichung von Heimat schaffen, indem er die radikale Verwirklichung des freiheitlich-demokratischen Prinzips fördert. Aber er sollte zweierlei vermeiden: die Reduzierung von Heimat auf das Feiertägliche – und jede Art von Koordinierung!

Das Titelbild

ist der Auftakt zu einer Folge von Bildern und Texten, in denen – aus Anlaß der «Tübinger Tage 1979» – Akzente und Aspekte der Universitätsstadt Tübingen erkennbar werden. Und zwar auf eher prosaische Weise: nicht die weitbekannten Höhepunkte des Stadtbildes werden vorgeführt, sondern alltägliche Szenarien, in die allerdings die «Besonderheiten» hineinwirken – wie das Stift im Hintergrund des Titelbildes. Folgerichtig wurde auf genau festlegende Bildunterschriften verzichtet. (Wer's dennoch genau wissen möchte, kann auf Seite 218 einige Hinweise finden.)

Der Fotograf dieser Bildfolge ist NORBERT H. KRÜGER.

Tübingen

Akzente und Aspekte

Es liegt diese württembergische Stadt und hohe Schul am Neckar, über welches Wasser allda ein steinerne Brücke gehet . . . Sie liegt gar uneben und ungleich. An dem Oberteil, wo der hohen Schul Collegia etc. sind, läuft der Neckar an der Mauer her – daselbst das Neckartal, und (etwas fürbaß) das Steinacher Tal, durch welches die Steinach in den Neckar fließt.

Zur Rechten und Linken hat Tübingen Berg, zwischen welchen sie liegt; und wird der, so zur Rechten und gegen Morgen lieget, der Oesterberg und «Anatolicus» genannt, der bis zum Flecken Lustnau . . . sich erstreckt, so von Weingärten, Wiesen, Gärten, Aeckern, Steinbrüchen und Brunnenadern gar lustig ist; auch Hasen darauf gefangen werden.

Der ander Berg, auf welchem das Fürstliche Schloß oder Hohen-Tübingen stehet und gegen Abend liegt, wird der Kautzenbühl genannt, nämlich der Teil, so um das besagte Schloß ist. Der ander Teil aber, so gegen Mittag siehet, unter welchem der Neckar fließet, hat sehr viel Weingärten, . . . der Teil aber gegen Mitternacht Gärten und Wiesen hat. Wenn man von Tübingen gegen Abend reiset, hat

man das Ammertal, so von dem Bach Ammer – so dadurch lauft und neben der Stadtmauer in den Neckar kommt* – den Namen. Und so man den Weg nach Nordosten nimmt, so ist da das Bebenhäuser Tal, in welchem das berühmte reiche Kloster Bebenhausen eine halbe Meile von Tübingen gelegen. Gibt also es schöne Spaziergäng um diese Stadt.

MERIAN: Topographia Sueviae. 1643

**Dies tut allerdings nur der Ammerkanal (s. u.), während die Ammer selbst an der alten Stadt vorbeifließt und erst bei Lustnau zum Neckar findet. (Red.)*

Wasserfronten berühmter Städte haben meist mit Musik zu tun. In Salzburg rauscht die Salzach überhörbar in den Takten der Haffner-Serenade, auf den Kanälen Venedigs bekommt man Vivaldi nicht aus dem Ohr; selbst der trübste Nebel der Themse kann den Glanz der Wassermusik nicht mindern. Für Tübingen gibt es keine schwungvolle, keine mitreißende, keine bezaubernde Musik. Die schwermütig-gutmütigen Lieder des Herrn Universitäts-Musikdirektors Friedrich Silcher gehören hierher und haben am Neckar Heimatrecht, diese im besten Sinne rührenden, anrührenden, anspruchslosen





Lieder und Sätze, mit denen unsere Urgroßväter und Großväter ihre schönsten Liedertafel-Konzerte bestritten, die unsere Väter als Studenten noch immer gerne sangen und die wir, wenn's niemand von der jüngeren Generation hört, manchmal vor uns hinsummen.

Die Musik aber, die den alten Häusern, Dächern und Türmen über dem Neckar angemessen ist, das sind Melodien einer gelassenen Bratsche aus offenem Fenster am späten Abend (wenn alle Transistoren und Koffergeräte auf dem Neckar, in den Alleen und an den Ufern ausgeschaltet sind) oder zwei Flöten, die man manchmal aus dem Stift noch herüberhören kann. Ein paar Semester lang gab es hier eine Laute, der man lauschte, wie anderswo einem seltenen Vogel. Solche Musik paßt hierher.

HANSMARTIN DECKER-HAUFF: Ausblicke auf eine kleine alte Stadt. 1969

Die Tante wohnte in dem hohen Eckhaus zwischen Pflughofgasse und Neuer Straße, also gerade der Stiftskirche gegenüber. Unten im Haus befand sich ein Restaurant, das «Café Kommerell». Dem Ruch nach, der sich durch die unablässig bewegte Eingangstür dem ganzen Haus mitteilte, waren Kaffee und Kuchen allerdings von weit geringerer Bedeutung als Bier und Gebratenes. Durch jene Tür wurden beim Vorbeigehen bunte Mützen, prangende Verbindungswappen sichtbar, im Flur begegnete man sporenklirrenden Studenten in verschnürten Samtjacken unter abenteuerlichen Kopfbedeckungen . . . diese komplexe Impression gründierte jedesmal unsere ersten Tübinger Tage.

Nach endgültigem Semesterschluß wurde die Stadt stiller und der augenfällige Glanz verschwand. Deshalb gewann fortan die Stadt selbst, das Besondere des Ortes, mehr an Wirkung. Jetzt sahen wir aufmerksamer vom Fenster des Eßzimmers zum Rundfenster der Stiftskirche hinüber, zu dem in die Speichen des Rades elendiglich geflochtenen Mann. . . Oberhalb des stiller gewordenen Restaurants wurde uns jetzt auch eine stumme Gegenwart bedeutsamer: die keineswegs lieblich-milde, sondern eher streng dreinschauende Madonna oben an der Pflughofwand. Sie blickte, von einer Straßenlaterne gestreift, geisterhaft gerade in unser Schlafzimmer herein.

GERHARD STORZ: Tübingen um 1910 (Rückblick 1978)

Tübingen ist in der Vakanz wie ein umgestürzter Handschuh: es liegt wie in einem leeren und stillen Katzenjammer da, und die gegenwärtige Jahreszeit, die trübe Witterung stimmt vollkommen dazu. Der

Wind tummelt sich auf dem Wörth herum und ruht nicht, bis er die ganze Reihe von Pappeln aufs letzte Blatt wie zu Besen verkehrt hat. Meinethalb, denk ich; den letztverflossenen Frühling und Sommer hab ich doch nicht in Tübingen verlebt; diese rot und gelben Läufer hab ich nicht grün gesehen, und so kränkt's mich weniger. Die Wetterfahnen rufen einander in langgezogenen Tönen zu, einförmig genug, aber es thut auf mich jetzt doch eine Wirkung wie die Klage der Aeolusharfe.

Betrübt war mir der Anblick der Kneipen um diese Zeit! Wie leer! wie abgestanden! Ich dachte, es wäre nicht übel, wenn ein Gesetz der Natur wäre, daß sich in der Vakanz Stühle und Bänke besauften, statt der Studios, und Commerslieder sängen.

EDUARD MORIKE an FRIEDRICH KAUFMANN. 1828

Als Student blickte ich dann jahrelang aus meinem hochgelegenen Zimmer am Schulberg über die Kamine des backsteinroten «Wurstpalasts», auf das gewaltige Dach der Stiftskirche und hinab in die Schluchten der Gassen und Straßen und Treppen und hörte die nahe Turmuhr in mir gleicher Höhe über dem Dächergewirr schlagen . . .

Nach dem Krieg war Tübingen, fast wie ein Wunder, immer noch da – mit seinen Platanen und hochkletternden Giebelfronten im Neckar sich spiegelnd und mit seinen Dächern und Gassen hingelagert zwischen Schloß und Österberg, diesem – nein: nicht ungestümen, denn wie sanft geht der Wind durch seine Frühlingswiesen – aber ungetümen Riesenbuckel, wie ihn sonst keine Stadt hat. Und so war es ein Glück, eine Gnade, in Tübingen wieder anfangen zu dürfen – zum Leidwesen des Wohnungsamts freilich, das mit den vielen Heimkehrern und Neuanfängern an der Universität seine zusätzliche Not hatte, so daß dessen Vorstand bei meiner Bitte um eine Unterkunft in die Worte ausbrach: «Wenn no Tübinge koi Unversided wär!»

HELMUT HÖLDER: Erinnerungen eines «Ausgewanderten» (Rückblick 1978)

Tübingen, Oberamtsstadt und Sitz des Gerichtshofes für den Schwarzwaldkreis, Ober-Postamt, am Neckar, 7 Stunden von Stuttgart, größtenteils auf einem Bergrücken und dessen Abhängen, übrigens in einer malerisch schönen Gegend gelegen, mit 6630 Einwohnern. Sie hat ein ansehnliches, auf einem Berge gelegenes festes Schloß, das nun der Universität überlassen ist.

Die Einwohner der Stadt sind sehr gewerbsam und es blühte hier in vorigen Zeiten, und blüht zum Theil noch jetzt, besonders die Zeugmacherei. Hier gründete auch der berühmte Unternehmer der Cot-



ta'schen Buchhandlung sein so bedeutend und wichtig gewordenes Geschäft. Sehr förderlich wurde dem Gewerbflüsse das Unternehmen Herzogs Christoph, der einen Theil der Ammer durch die Stadt führte, zu dem Ende einen fast eine Stunde langen Kanal grub, und an der Stadt selber einen Berg durchschnitt, durch welchen derselbe in den Neckar geleitet wurde. Dieser Berg ist der schöne Oesterberg (Ostberg) von welchem die lateinische Schule – jetzt Lyceum – den Namen «Schola anatolica» erhielt. Außerdem ist die Gegend sehr fruchtbar, obst- und weinreich.

J. M. G. MEMMINGER: Beschreibung oder Geographie und Statistik, nebst einer Übersicht der Geschichte von Württemberg. 1820

Es wäre in meinen Augen einer ganzen Fakultät gleich zu schätzen, wenn die jungen Herren hier . . . lernten, sich zu benehmen, wie andere ehrliche Leute, die auch ihre Jugend genießen, erwägend, daß diejenigen, welche große akademische Rollen spielten, in der Regel zu Hause und im bürgerlichen Leben sehr kleine spielen . . . Das neuerichtete Museum in der Vorstadt traf ich im Innern nicht eben elegant, aber da es die Musen selbst nicht zu sein scheinen, so kann man es auch nicht verlangen . . . Griechisch waren die Musen nicht gekleidet, sondern im schlichten Flauß . . ., und was diesem an Inhalt abging, ersetzten reichlich die weiten, wellenschlagenden Matrosenhosen; indessen das kleine rote oder schwarze Käppchen auf dem linken Ohr hat doch etwas Neugriechisches, und Altdeutsches? Ich habe nie Altdeutsche gesehen, aber sie lebten in Wäldern, folglich war es verzeihlich, wenn Haar, Bart, Wäsche und übrige Kleidung nicht in der besten Ordnung gewesen sind. Vielleicht wäre es gut, eine Uniform einzuführen, wie zu Petersburg geschieht und zu meiner Zeit in Göttingen freiwillig Sitte war?

CARL JULIUS WEBER: Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. (2. Auflage) 1834

Tübingen ist bekanntlich eine kleine, alte, unschöne Stadt, und war letzteres zur Zeit meines Eintreffens daselbst mehr, als es jetzt der Fall ist, wo doch eine Anzahl neuerer, erträglicherer Häuser gebaut ist. Die Wohnungen waren zwar sehr wohlfeil, entbehrten aber auch aller Zierlichkeit und eines feineren Komforts; namentlich waren die Zugänge, Treppen und so weiter in der Regel entsetzlich. Von anständigen öffentlichen Vergnügen war unter solchen Umständen keine Rede. Ein Theater bestand natürlich nicht; Konzerte waren selten und gewöhnlich

mittelmäßig, da für große Künstler keine Verlockung vorlag: Bälle wurden nur in Gasthofsälen oder im Museum zuweilen gehalten; ein öffentlicher Garten war nicht vorhanden, wer spazieren gehen wollte, mochte dies in dem schatten- und banklosen botanischen Garten tun oder auf dem weglich sehr schlecht gehaltenen Wörth, hauptsächlich aber auf der Landstraße, wenn sie nicht eben gar zu grundlos war. Der Zustand der Mietsfuhrwerke würde jetzt kaum Glauben finden, eigene Equipagen wurden kaum dann und wann versuchsweise gehalten, dann aber immer wieder bald aufgegeben. Zum Spazierenfahren fehlte es an Zielen und angenehmen Wegen, höchstens wurde im Sommer einmal eine Fahrt in das benachbarte Niedernau gemacht. Eine Lese- und Erholungsanstalt, das Museum, war mit Lektüre gut versehen, aber von einer bäuerischen Einfachheit der Einrichtung, und nicht viel anders als ein Wein- und Bierhaus für Professoren und Studenten. Ebenso einfach und ohne Ansprüche war auch das häusliche Leben. In Wohnungseinrichtungen und Kleidung vermißte man Anstand und Wohlhabigkeit nicht, allein Luxus war ganz unbekannt.

Die Vermögensverhältnisse standen allgemein auf sicherer Grundlage; einzelne waren, nach den Begriffen von Zeit und Ort, sogar reich, so Autenrieth, die Gmelin, allein deshalb erlaubten sie sich keinen größeren Aufwand als etwa auf einen kleinen Garten, die Überschüsse wurden sorgfältig wieder verzinslich angelegt.

ROBERT VON MOHL: Lebenserinnerungen. Verfaßt zwischen 1849 und 1874, erschienen 1902; die Darstellung beruht auf Erfahrungen aus der Zeit von 1824 bis 1845, in der ROBERT VON MOHL in Tübingen lehrte.

Ein Jahr später –. Wieder blühten die Bäume und war der Neckar voll von Ruder- und Stocherkähnen, sollte ich hier meinen Dienst beginnen. Nun lernte ich die Stadt, die Häuser von innen kennen, die Familien, die einfachen Leute aus dem ganzen Württemberger Land und darüber hinaus, die hier am Neckar ihre Heimat gefunden hatten, in der Altstadt und ihren Gassen, in den Reihenhäusern der Schaffhausener Straßen, in der Bahnhofsgegend, bei den Kasernen und an den Straßen, die auf die Höhen hinaufführten. Da war nicht viel von Universität zu merken, höchstens von den Studentebuden. Einige Akademiker, ein paar Kaufleute, Handwerker, Beamte, die Eisenbahner vom Schaffner bis zum Oberingenieur und andere, die im Himmelwerk und in Lustnau draußen ihr Brot verdienten, die Kolpingsöhne, die Dienstmädchen bei

den Professoren und die Angestellten in den Kliniken nicht zu vergessen. Leute, die sich behaupten mußten, denen man nichts schenkte und die mehr als einmal bemerkenswerten Charakter zeigten, Lehrer etwa, die im beginnenden Kampf um die Schule ihre Karriere opferten und sich lieber von der Heimat weg versetzen ließen als ihren Überzeugungen untreu zu werden.

Zunächst gab es immer noch Studentenuk am Schimpfeck oder in der Nacht zum 1. Mai. Aber dann kam die braune Flut auch über die Neckarstadt, kam die Zeit, wo ein brauner Kultminister die Professoren auf Richtung bringen wollte, wo, wie einer der Betroffenen nachher sagte, man die Zunge nur noch rückwärts herausstrecken konnte.

HERMANN TÜCHLE: Tübingen (Rückblick 1978)

Überall in Tübingen war die Vergangenheit lebendig, überall regte das sichtbar Gegenwärtige dazu an, nach den Wurzeln und Gründen in der Vergangenheit zu suchen. Wohl habe ich die Gegenwart genossen – Spaziergänge über den Schloßberg zur Wurlinger Kapelle; Kahnfahrten auf dem Neckar; Ausflüge auf die Alb; Fahrradwanderungen nach Oberschwaben und zum Bodensee; Moschtrinken bei Tante Emilie und im Schwärzloch; Fackelzüge zu Ehren verdienter Professoren – aber alles Betrachten, Erleben, Vergleichen, jeder Versuch der Ur-

teilsbildung führte zurück in die Geschichte – direkt oder indirekt. Wie, wann, warum waren Bauten und Gewohnheiten entstanden? Wie, und zu welchem Ende, waren Gedankensysteme und Institutionen geschaffen worden? Welche Empfindungen hatten die Menschen jener Epochen bewegt, in denen Gestalt genommen hatte, was uns auf Schritt und Tritt begegnete? Im Rückblick will es mir vorkommen, als seien wir – meine Freunde und Gefährten, Mitstudierende und Kommilitonen – umfungen gewesen von einer Kulturatmosphäre, die uns sanft und eindringlich, dazu uns selber unbewußt, das Wundern und das Bewundern lehrte: ein Fundament wurde gelegt, gewaltlos und schön. Wir lebten unter dem sanften Gesetz.

WALTER BERINGER: Gegenwart der Vergangenheit (Rückblick 1978)

Erstes Studiensemester 1957 an der Universität. Mit Genuß und Eifer viel Philosophiegeschichte, Literatur aller Gattungen. Mein erstes eigenes Zimmer in der Nähe des Haagtores im ersten Stock. Durch eine überdachte Holzterrasse außen am Haus kann man direkt in mein Zimmer steigen. Alles ist idyllisch, eng und so nah bei meinem Geburtsort. Mir ist vom ersten Tag an klar: hier bleibe ich nicht lange. Alle Studentinnen und Studenten scheinen zu fleißig, nur auf ihr Fach beschränkt. Für Kunst, für die gro-





ßen Strömungen, für die großen Auseinandersetzungen interessieren sich offensichtlich nur wenige Leute dieser Stadt.

MANFRED BEILHARZ: Ja, Tübingen . . . (Rückblick 1978)

Mein böses Wort von der «Marginalität und Enge» dieser Stadt, das einmal gegen meine Absicht in die Zeitungen geriet, und das mir mancher Tübinger bis heute immer wieder einmal vorhält, bleibt in der Rückschau bestehen. Gleichwohl können sich auch Marginalität und Enge einer Stadt rückwirkend positiv verklären, vor allem im Bereich der persönlichen Beziehungen. Die Auswahl dazu war in Tübingen klein, die bestehenden aber waren enger als anderswo. Das hatte nicht nur Vorteile. In Tübingen war man nie Incognito. In den unmöglichsten Situationen – selbst beim Schwimmen in der Badeanstalt – versuchte immer noch jemand, einem die Hand zu geben.

Die Pluspunkte Tübingens liegen im Menschlichen. Selbst die Studenten waren in der Zeit, da Eier und Tomaten zur Kommunikation mit Professoren gehörten, vergleichsweise weniger «anmaßend» wie Mohl altväterlich gesagt hätte. . . . Daran hat sich seit dem 19. Jahrhundert nichts geändert, auch wenn an die Stelle der Corps und Burschenschaften K-Gruppen und «Spontis» getreten sind. Die Polari-

sierung in einer kleinen Stadt wie Tübingen war daher auch nie total. Das menschliche Element blieb in den Auseinandersetzungen vielfach dominanter als in größeren und leichtlebigeren Städten. Die informelle Kommunikation riß in der Kleinstadt nie ganz ab. Man kann sich in einer Kleinstadt weniger aus dem Weg gehen. Der Zwang zum Kompromiß wird schon von der Lage hinter den sieben Bergen des Schönbuchs ausgeübt und liegt zugleich in der liberalen Tradition Tübingens. Das ist die humane Chance der Kleinstadt, die für mich Tübingen unverwechselbar und unvergeßlich macht.

KLAUS VON BEYME: Hommage à Tübingen (Rückblick 1978)

Man redet hier mehr von HOLDERLIN oder MÖRIKE als von HEGEL. Und dabei hätte man auch andere als nur die in dessen Biografie zu findenden Gründe: Die Stadt ist voller Antithesen. Nicht nur «obere» und «untere» Stadt (das scheint sich im öffentlichen Bewußtsein zu verwischen): Man möbliert eine Fußgängerzone mit Brunnen und Blumen, aber nicht allzu weit davon entfernt fressen sich Trassen und Tangenten – noch auf den Zeichentischen der Planer – durch das Weichbild der Stadt. Hier wird – mit Mühe, Sorgfalt und viel Liebe zum Detail – ein Stück Mittelalter wiederhergestellt oder – wo's anders nicht geht – rekonstruiert, aber gleich nebenan ent-



steht mit vorgeblendetem Scheinfachwerk, mit Betonarkaden und verspieltem Erker eine traurige Imitation von Altstadt. Wo man vor nicht allzu vielen Jahren noch zu bevorzugtem Wohnen einlud, fällt heute der Schatten einer Autobahnbrücke auf den Balkon. Spruch und Widerspruch gehört zum Wesen dieser Stadt. Aber vielleicht ist deshalb etwas weniger von HEGEL die Rede (als von MÖRIKE oder HÖLDERLIN), weil so selten auf These und Antithese der dialektische Fortschritt folgt, der zur Synthese führt?

JOHANNES WALLSTEIN: Tübingen – Stadt voller Widersprüche. 1979

Die in den Jahren 1841/45 nach dem Entwurf des Oberbaurats Bart mit einem Aufwand von 180000 Fl in großartigen Verhältnissen erbaute neue Universität liegt frei am Ende der Wilhelmstraße und besteht aus einem dreistöckigen Hauptgebäude und zwei freistehenden zweistöckigen Flügelbauten. Die Gebäude sind in einfach-edlem antiken Stil aus Sandsteinquadern aufgeführt, und in der Mitte ihrer Schauseiten, wo sich die Eingänge befinden, durch Balkone, die auf Säulen ruhen, ausgezeichnet. Das Innere enthält in der Mitte einen durch zwei Stockwerke gehenden, schön ausgemalten Saal für akademische Feierlichkeiten, 14 Hörsäle, einen Prüfungssaal, einen Sitzungssaal für den Senat und die

erforderlichen Kanzleizimmer . . . Der östlich vom Hauptgebäude gelegene Bau enthält das chemische Laboratorium nebst Hörsaal und Professorenwohnung, der westlich gelegene den botanischen Hörsaal und Professorenwohnung.

Beschreibung des Oberamts Tübingen 1867

Anpassung oder Rebellion; Ordinarien-Universität oder demokratische Hochschule; Ausbildungs-Fabrik oder Studium generale (mit dem Ziel, die Selbstreflexion der Disziplinen zu fördern und Wissenschaftskritik in Gesellschaftskritik umzuwandeln); hier die große Hoffnung, dort die größere Ernüchterung; hüben Drill und die Didaktik der Technokratie, drüben Ansätze dialogischen Lernens und Lehrens; Wissenschaft im Dienst der Herrschenden und . . . im Dienst der Beherrschten: Da schlug das Pendel einmal hierhin, einmal dorthin aus, folgte der Konformität in den fünfziger Jahren die entschiedene Rebellion im Zeichen der Studentenbewegung . . ., folgte der Politisierung schließlich die allgemeine Resignation. Statt des fernen Ziels nur Perspektivlosigkeit, statt des langen Marschs jene isolierten Scharmützel – heute gegen dies und morgen für das –, die oft genug im Stil eines Interessenverbands durchgekämpft werden. Nichts mehr vom Vorhut-Gefecht derer, die sich als Stellvertreter einer schweigenden Klasse empfanden. Hier zeich-









nen sich Entwicklungen ab, die zur Katastrophe (zur Kapitulation der Universität), aber auch zu neuer Konzentration oder besonnenerer Résistance führen können.

WALTER JENS: Eine deutsche Universität. 1977

Der Ackerbau wird nicht in einem geregelten System, sondern meist willkürlich betrieben und das Ackerland wegen des bergigen Terrains beinahe zur Hälfte mit der Hacke bearbeitet, das übrige größtenteils von benachbarten Bauern um den Lohn gepflügt. Von den Cerealien kommen vorzugsweise Dinkel und Gerste, weniger Haber, und Roggen nur wegen des Bindestrohs, zum Anbau; von den Brachgewächsen pflanzt man Kartoffeln, sehr viel Futterkräuter (dreiblättrigen Klee und Luzerne), viel Welschkorn, Angersen, Kohlraben, Ackerbohnen etc. Von den Handelsgewächsen ist es hauptsächlich der Hopfen, der sich seit 20 Jahren über etwa 600 Morgen ausgedehnt hat . . .

Beschreibung des Oberamts Tübingen 1867

Wieviel man gegen das alte Tübingen auf dem Herzen haben mochte, die reizvolle, wunderliche Stadt mit dem kühnen Profil und der entzückenden Lage hat es noch allen angetan, die dort gewesen. Und so oft ich späterhin aus Italien wiederkehrte, ganz durchtränkt von der Schönheit des Südens, wenn

ich wieder einmal auf dem «Schänzle» stand und die Blicke von der lachenden Neckarseite mit der fernen Alb in das schwermütige Ammertal wandern ließ, wo, wie einmal eine gefühlvolle Tübingerin zu Friedrich Vischer sagte, «das Herz seinen verlorenen Schmerz wiederfindet», immer habe ich den Zauber meiner Jugendstadt aufs neue verspürt.

ISOLDE KURZ: Aus meinem Jugendland 1918

Auch in Tübingen haben sie vieles zerstört. Der Verkehr, muß es sein, wie er da so schlimm verläuft und verheert? Und drüben von Derendingen her, auf der Umgehungsstraße den Neckar querend, über Lustnau: Welch ein boshafter Anblick, dies Konglomerat auf der Wanne, hergeklotzt mit achtloser Brutalität, rüde gegen die Landschaft gestellt, inhuman in Größe und Gestalt, ragende Anti-Natur, Zerstörung durch Aufbau: wem haben wir das zu danken, wer ließ diesen Alptraum der Architekten zu! Und auch hier allenthalben Sichtbeton. Sicht! wo die Unsichtbarkeit Segen wäre. Nach einem Regen bietet sich dar, als hätte eine Herde Elefanten ihr Wasser dagegen abgeschlagen. Recht so. Doch muß es der Mensch ertragen, tagtäglich? Auch in Tübingen haben sie vieles zerstört. Wird der Kern noch sanierbar sein oder wird auch er zu Tode saniert?

JOHANNES POETHEN: Herzstück unter Milchglas (Rückblick 1978)

Ein «neues Hölderlin-Bild» Versuch produktiver Kritik

Adolf Beck

HOLDERLINS Leben gibt mancherlei Rätsel auf. Seit einigen Jahrzehnten ist die Forschung in verstärktem Maße bemüht, Lücken der Überlieferung durch Funde zu schließen und durch Interpretation der Zeugnisse, notfalls durch Hypothesen zu überbrücken, die Persönlichkeit des Dichters, sein Schicksal, seine Erlebnisart in seiner Umwelt sowie das Verhältnis von Werk und Krankheit zu ergründen. Dieses Bemühen hat jetzt einen Höhepunkt erreicht. Der französische Germanist PIERRE BERTAUX, der sich 1936 mit einem bedeutenden Buch in die HÖLDERLIN-Forschung eingeführt hat und nach Jahren politischen Wirkens für sein Vaterland zu seiner alten Liebe zurückgekehrt ist, legt in deutscher Sprache ein brillant geschriebenes Buch vor:

FRIEDRICH HÖLDERLIN. Frankfurt: Suhrkamp 1978. DM 48,-

Das Buch von 664 Seiten – ungemein zitat- und wiederholungsfreudig – krönt das bisherige Lebenswerk des Einundsiebzigjährigen. Es überwölbt sensationelle Thesen, die er seit über zehn Jahren in Deutschland (wie ein *Praeceptor Germaniae*) propagiert, durch eine noch sensationellere These, die eine kopernikanische Wendung einleiten soll. Sie hat denn auch eine Hochflut von Pressestimmen erregt. Sie reichen von rückhaltloser Zustimmung über besonnene Abwägung und Zweifel bis zu radikaler Ablehnung. Das Buch reißt den Leser öfters hin und her. Ihm allseitig gerecht zu werden, ist nicht leicht – auch nicht für den Verfasser dieses Aufsatzes. Der Raum ist beschränkt, die Fülle der Gesichtspunkte groß. Sie nötigt zu repräsentativer Auswahl. Zudem ist der Kommentar des Rezensenten zu den Lebenszeugnissen in Bd. 6 und 7 der STUTTGARTER HÖLDERLIN-AUSGABE, besonders im 1. Hauptteil des Buches, die Lieblingszielscheibe spitzer Pfeile. *Eh bien. Fehler machen wir alle.*¹ Der Rezensent wird seine Person so weit wie möglich aus dem Spiele halten und darf nur vorab etwas klarstellen: BERTAUX hat *die Dokumente zur Krankheitsgeschichte HÖLDERLINS erstmals gesammelt und gesichtet*: so erklärt der Meister deutschen Ausdrucks. Wer hat sie *erstmalig gesammelt*?

BERTAUX' Grundthese: HÖLDERLIN war gar nicht geisteskrank. Seine Zeitgenossen waren in einem Irrtum, die Zünfte der Literaturhistoriker und Psychiater bis heute in einem Vorurteil befangen. Die These fächert sich in Teilthesen auf; die wichtigsten ergeben sich aus der von Mitte 1802 bis 1806/07 reichenden

Phase, der eigentlich kritischen, von HÖLDERLINS Leben.

1. In Bordeaux von einem (angeblichen) Abschiedsbrief SUSETTE GONTARDS aufgeschreckt, ging HÖLDERLIN im Juni 1802 von Kehl aus nicht direkt heim, sondern nach Frankfurt, wo er ihren Todeskampf miterlebte. – 2. Heimkommend in tiefer Erschütterung, in Depression und Erregbarkeit zugleich, stieß er alsbald heftig mit seiner Mutter zusammen; die Folge war ein schwerer Nervenzusammenbruch, mehr noch: ein dauernder Bruch in der an sich schon immer labilen Mutter-Sohn-Beziehung; die Mutter war dann die erste, die seinen Gemütszustand als *Zerrüttung* ansah und ausgab. – 3. Im Sommer 1804 holte SINCLAIR seinen Freund nach Homburg; im Februar 1805 wurde er unter Verdacht des Hochverrats von der württembergischen Regierung verhaftet; HÖLDERLIN geriet in Furcht, ihm drohe SINCLAIRS Los oder gar das SCHUBARTS auf dem Asperg; so nahm er, ein Bruder HAMLETS, die Maske des Wahnsinns vor. – 4. Der gewaltsame Abtransport von Homburg nach Tübingen im September 1806 und die Behandlung in AUTENRIETHS Klinikum – nach BERTAUX ein *Irrenhaus!* – haben HÖLDERLIN *zum geistigen Krüppel geschlagen*. – 5. Seit 1807 im Turm bei Schreiner ZIMMER wohlgeborgen, lebte HÖLDERLIN in freiwilliger Absage an alle Wirkung auf die Menschen, in einer Eingezogen- und Abgeschlossenheit, die er als *Sühne* seiner *Schuld* am Tode der Geliebten begriff. Er besprach sich mit sich, mit ihr, mit Gott. Die HAMLET-Maske behielt er bei: sechsunddreißig Jahre lang. Ein genialer Mime? Nein: ein *Sonderling*. Ein *Kauz*. –

Das Buch hat keinen Untertitel. Der Leser erwartet wohl u. a. eine Einführung in HÖLDERLINS Dichtung. Er wartet umsonst. Wohl sind im 2. und 3. Teil viele, viele Verse als Belege eingestreut und öfters wie Perlen auf eine dünne Schnur gereiht, aber nie behandelt BERTAUX ein Gedicht als vollendetes Gebilde, und nie versucht er sich an einem der schwierigen späten hymnischen Entwürfe und Bruchstücke, was doch gerade im Zusammenhang mit seiner Grundthese geboten wäre. Doch diese Lücke hängt mit seiner Hauptabsicht zusammen: Ihm kommt es nicht in erster Linie auf den Dichter, sondern *auf den Menschen – den Mann* an; er ist überzeugt, *daß ein besseres Verständnis des Menschen auch zu einem besseren Verständnis des Werkes führt*.

Den Grund legt BERTAUX in einem *Vorspann*. Er streift

die einhellige Meinung der Zeitgenossen und findet es auffällig, daß gerade die (Tübinger) Ärzte – darunter Psychiater – in ihren Äußerungen über Hölderlins «Krankheit» am zurückhaltendsten waren: an sich schon nur halbrichtig, jetzt widerlegt durch einen von VOLKER SCHÄFER jüngst ausgegrabenen pflichtmäßigen Bericht des an der französischen Psychiatrie orientierten Psychiaters Dr. LEUBE. Sodann nimmt sich BERTAUX als Beispiel für psychiatrische Ansichten die Schrift WILHELM LANGES: «HÖLDERLIN. Eine Pathographie» vor und zerreißt sie. Mit Recht. Nun, das Buch erschien 1909. Welchen Hund lockt es noch hinterm Ofen hervor? Für LANGE war HÖLDERLINS Krankheit *dementia praecox, vorzeitiger Blödsinn*, und BERTAUX hält sich in seinem Verriß wie auch fernerhin an diese Definition, die lang überholt ist. Niemand mehr, der ans Herz greifende Gedichte eines Schizophrenen, eines im Grenzbereich von Wirklichkeit und Wahnwelt Lebenden, zu Gesicht bekommen hat, wird heute den Zustand eines solchen Menschen, den Zustand HÖLDERLINS als *Blödsinn* bezeichnen. BERTAUX jedoch verwirft in Bausch und Bogen die ganze «konventionelle» Psychiatrie seit E. BLEULER; vielmehr: er geht gar nicht erst auf sie ein; er fegt die Krankheitssymptome, die in der STUTTGARTER AUSGABE aufgeführt sind,² als *zusammengestoppelt* unter den Tisch. Er bindet sich anderswie: an die Antipsychiatrie, deren Katze er allerdings nur gelegentlich aus seinem Sack hervorgucken läßt. Im Sinn der Antipsychiatrie ist es, wenn er proklamiert: *Unter den «angeborenen, unveräußerlichen und unverletzlichen Menschenrechten» sollte auch das Recht des Individuums ausdrücklich erwähnt und unter den Schutz des Gesetzgebers gestellt werden, anders zu sein als die Norm – als die Norm derjenigen, die sich selber für die Norm halten, sich einzig und allein für «gesund» halten . . .* Und HÖLDERLIN war eben anders. BERTAUX legt weithin antipsychiatrische Dogmen an seine Gestalt an.

Im ersten Hauptteil inszeniert BERTAUX förmlich ein Prozeßverfahren um den *Fall Hölderlin*. Er macht den *Anwalt* des der Geisteskrankheit Beschuldigten und nimmt die *corpora delicti*, die Dokumente, Stück für Stück vor. Daß darunter solche sind, die nach biedermeierlicher Beschönigung riechen, ist zuzugeben. Die Tatsache, daß die Krankheit, in die HÖLDERLIN fiel, sich durch frühere Schübe ankündigen kann, läßt BERTAUX für ihn nicht gelten; die Angabe BETTINAS, HÖLDERLIN habe *drei Anfälle von Wahnsinn vor dem eigentlichen Ausbruch gehabt*, erwähnt und erörtert er nicht. Ob BERTAUX' ganze Beweisführung aus einem grundsätzlichen Vorurteil hervorgeht, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist für ihn kein einzi-

ges Dokument beweiskräftig. In der Tat: ein glänzender *Anwalt* – ein glänzender «*Advokat*», begabt mit allen rhetorischen, ja sophistischen Künsten. Seine Beweisführung wiederum Stück für Stück nachzuprüfen, würde ein neues Buch füllen; es muß genügen und ist unumgänglich, Beispiele vorzuführen. Vornehmlich zwei Beispiele aus den Jahren 1805/06, den kritischsten im Leben HÖLDERLINS.

1. Am 9. April 1805 erhielt und erfüllte der Homburger Hofrat DR. MÜLLER den Auftrag, ein Gutachten über HÖLDERLINS Gesundheitszustand zu erstatten. Er berichtet zunächst, HÖLDERLIN habe ihn 1799, da er *stark an Hypochondrie litt*, konsultiert; im vergangenen Sommer sei ihm dann gesagt worden: «*Hölderlin ist wieder hier, allein wahnsinnig*». Dann fährt der Arzt fort:

Seiner alten Hypochondrie eingedenk fand ich die Sage nicht sehr auffallend, wollte mich aber doch von der Wirklichkeit derselben überzeugen und suchte ihn zu sprechen. Wie erschrak ich aber, als ich den armen Menschen so zerüttet fand, kein vernünftiges Wort war mit ihm zu sprechen, und er ohnausgesetzt in der heftigsten Bewegung. Meine Besuche wiederholte ich einigemal, fand den Kranken aber jedesmal schlimmer, und seine Reden unverständlicher, und nun ist er so weit, daß sein Wahnsinn in Raserei übergegangen ist, und daß man sein Reden, das halb deutsch, halb griechisch und halb lateinisch zu lauten scheint, schlechterdings nicht mehr versteht.

Der Unvoreingenommene wird dem Bericht, der ja eine Steigerung der Symptome nachzeichnet, Tatsachentreue zusprechen. Für BERTAUX dagegen ist er ein mit HÖLDERLINS Freunden abgesprochenes *Gefälligkeitsgutachten*, das ihn vor dem Zugriff des Kurfürsten in Stuttgart bewahren soll. (Und wenn er sich wirklich so gebarte, so war das ja – wir wissen es schon – auch in der heftigsten Bewegung noch Verstellung, Maske . . .)

2. Am 13. August 1806 schrieb SINCLAIR der Mutter HÖLDERLINS von der Aufhebung der Landgrafschaft Hessen-Homburg und den dadurch notwendigen *Einschränkungen*; es sei daher nicht mehr möglich, daß sein *unglücklicher Freund . . . länger eine Besoldung beziehe und hier in Homburg bleibe*; er, SINCLAIR, habe auftragsgemäß die Mutter zu *ersuchen, ihn dahier abholen zu lassen*. Ein Keulenschlag für die Mutter, zumal SINCLAIR schreibt: *mein unglücklicher Freund, dessen Wahnsinn eine sehr hohe Stufe erreicht hat*. Das schreibt er, der in den Jahren zuvor der Mutter zweimal beteuert hat, er glaube nicht an eine Krankheit. Jetzt erklärt er seinen Freund für möglicherweise gemeingefährlich, für anstaltsreif:

Seine Irrungen haben den Pöbel dahier so sehr gegen ihn aufgebracht, daß bei meiner Abwesenheit die ärgsten Mißhandlungen seiner Person zu befürchten stünden, und daß

seine längere Freiheit selbst dem Publikum gefährlich werden könnte, und, da keine solche Anstalten im hiesigen Land sind, es die öffentliche Vorsorge erfordert, ihn von hier zu entfernen.

Hinzu kommen noch zwei Angaben SINCLAIRS, schon vom Jahr 1805, deren erste BERTAUX übergeht. Im Verhör gab er auf die Frage nach HÖLDERLINS Gesundheitsumständen die Antwort: *Sie seien sehr schlimm. Er habe nur manchmal dilucida intervalla, die aber selten seien.* Und aus der Haft entlassen, schrieb er: *Es ist bekannt, daß Hölderlin schon seit drei Jahren an Wahnsinn leidet.* Sollte auch dies noch den Freund schützen? Nein: SINCLAIR konnte schon 1805 die Augen nicht mehr verschließen. Dafür gibt es noch ein unwiderlegbares Zeugnis. SINCLAIR weilte den Winter 1805/06 über in Berlin und wohnte bei CHARLOTTE VON KALB. Am 28. Januar schrieb diese an JEAN PAUL über HÖLDERLIN – den sie seit mehr als zehn Jahren nie mehr gesehen hatte –:

Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig; dennoch hat sein Geist eine Höhe erstiegen, die nur ein Seher, ein von Gott belebter haben kann.

BERTAUX, der den ergreifenden Satz samt den darauf folgenden zitiert, sieht in der ganzen Äußerung mit Recht den *Niederschlag der Gespräche mit Sinclair*. Zu diesen Gesprächen gehörte dann aber auch, daß HÖLDERLIN *jetzo wütend wahnsinnig* sei. Daran ist nicht zu rütteln. SINCLAIR selbst hat es erkannt und bekannt.

Was macht nun BERTAUX aus dessen Brief an die Mutter? *Hier gibt Sinclair seinen Freund anscheinend auf.* So erklärt er zunächst. Als bald aber setzt er die Schrotmühle in Gang. Zu der Andeutung, HÖLDERLIN gehöre in eine Anstalt, schweigt er. *Sinclair dramatisiert die Situation.* Warum? BERTAUX' Erklärung hebt mit rhetorischem Fragen an: *Sollte nicht der Brief . . . derart verfaßt werden, daß sie sich ihrer Verantwortung bewußt und schließlich dazu bewogen wurde, die notwendigen Schritte zu unternehmen? Sinclair war ein Diplomat: auf den Wahrheitsgehalt des Gesagten kam es ihm weniger an, als auf die Wirkung.* Ergo: *Sinclair's dringender Brief . . . kann nicht als ein Dokument gelten, das einen wirklichen Tatbestand objektiv schildert. Zum psychiatrischen Fall Hölderlin sagt er wenig, vielleicht gar nichts.* Quod erat demonstrandum. Aber Frau VON KALBS Wort, mittelbar ein Wort SINCLAIRS, ist auf keine Weise eskamotierbar: *Dieser Mann ist jetzo wütend wahnsinnig.*

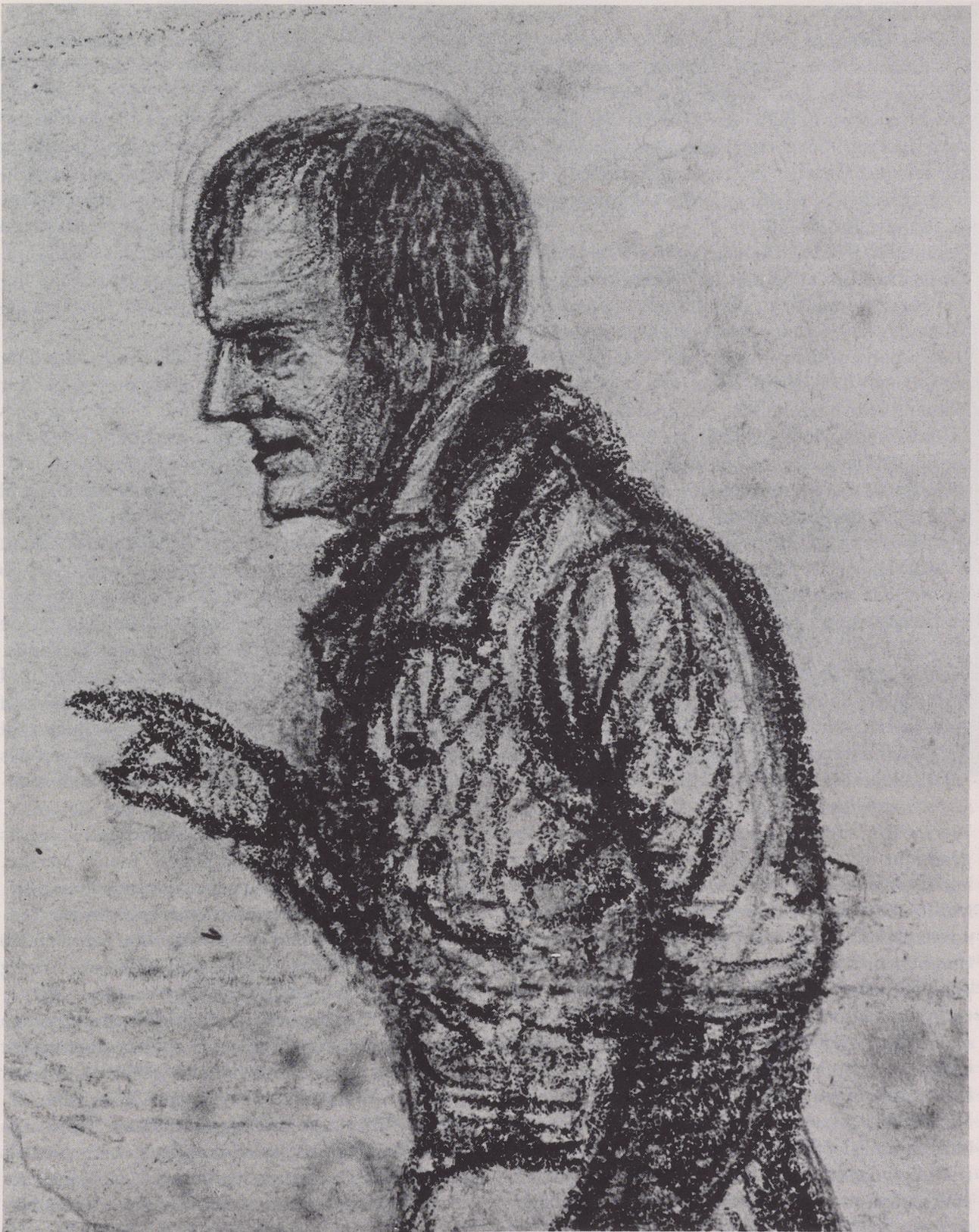
Nimmt man MÜLLERS Bericht, SINCLAIRS Brief und Frau VON KALBS Wort ernst – und das muß man –, so brechen zwei Eckpfeiler von BERTAUX' Konstruktion zusammen und bringen die ganze Konstruktion zum Einsturz. Darum sind sie hier als Zeugnisse aus HÖLDERLINS kritischster Zeit gewählt worden.

Hinzu kommt ein drittes Beispiel. Es sei – damit nicht schon Geschriebenes breitgetreten werden muß – knapper skizziert. Es führt zurück in den Juni 1802. BERTAUX will die, wie er meint, leere Zeit von etwa drei Wochen zwischen HÖLDERLINS Durchgang durch Kehl und seinem Eintreffen in der Heimat füllen durch einen Abstecher nach Frankfurt, wo er Frau GONTARDS Todeskampf miterlebte. Er hat diese These in einem Vortrag und Aufsatz vertreten und nimmt sie jetzt, präzisiert oder «ausgesponnen», ins Buch auf. Früher weilte der Dichter inkognito in Frankfurt; jetzt darf er an das Sterbebett der Geliebten treten (was ja seine Erschütterung verstärkt). Erlaubt hat es der Ehemann, COBUS GONTARD, der ein großzügiger *Aristokrat* war, und überredet hat ihn – es sei ja das letzte Mal – sein *Schwager*, und den hat COBUS' verständnisvolle, von HÖLDERLINS Liebe wissende Schwester GREDEL zu seiner Fürsprache gebracht, und COBUS' *Schwager* war DR. EBEL (der zwar seit langem mit GREDEL befreundet war, sie aber nicht heiraten durfte).

Die frühere Form der These ist nach dem Urteil prüfender Kenner entkräftet worden. Die Zeitlücke ist sinnvoll ausfüllbar: kurzer Aufenthalt in Stuttgart – Eintreffen daheim – bald darauf wieder nach Stuttgart zu LANDAUER, der am 3. Juli den Seinigen zuversichtlich von HÖLDERLINS Zustand berichtet. Dort aber trifft ihn gleich darauf die vom 30. Juni datierte Nachricht SINCLAIRS von Frau GONTARDS Tod, die ihn in *der Mutter Haus* zurücktreibt.³ Erst durch den Brief SINCLAIRS, der wie EBEL nichts von einem Besuch in Frankfurt weiß, erfährt der Dichter von dem Tode. Die erschütternde Wirkung ist vom Rezensenten vor dreißig Jahren, nicht mehr dagegen in seiner Entgegnung auf BERTAUX' Aufsatz-These unterschätzt worden. BERTAUX' These bleibt auf dieser bestehen, «verfeinert» sie und fordert *Gegenbeweise*. Da bleibt nur Glauben oder Nicht-Glauben, Diskussion hört auf. BERTAUX' neueste Vermutung, der junge WAIBLINGER habe irgendwoher von dem Besuch in Frankfurt und seiner vernichtenden Wirkung erfahren und habe danach in seinem Roman *Phaethon* die Schlußszene gestaltet, wo der Bildhauer und ungetreue Liebhaber am Sterbebette seiner ATALANTA dem Wahnsinn verfällt: diese neueste These bleibe vollends unerörtert.

Ehe der Raum, in dem ein glänzender Advokat den Fall HÖLDERLIN durchficht, verlassen wird, sei an scheinbar wenig wesentlichen Details je ein Beispiel geistreich-verwegener Phantasie und eklatanten Widerspruchs vorgeführt.

Nach WAIBLINGER sagte HÖLDERLIN einmal: *Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Killalusimeno.* Die Namensform könnte nach vor-



HÖLDERLIN. Kohlezeichnung von JOHANN GEORG SCHREINER. 1825/26. Mit freundlicher Genehmigung des Frankfurter Goethe-Museums

sichtiger Auskunft eines Völkerkundlers nach Hawaii deuten, dem Dichter also einst in einer der geliebten Reisebeschreibungen begegnet sein. Der Namentausch ist als Ausdruck der Ich-Verleugnung, der Depersonalisation erklärt worden. BER-

TAUX bestreitet das. WAIBLINGER habe sich wohl verhöhrt für *Kallilusomenos*: eine Eigenbildung aus dem griechischen kalós, schön und luein (richtig: lyein; louein hieße waschen), lösen; also: *Ich bin der, der sich schön, in Schönheit erlösen, auflösen, befreien*

wird. Nach BERTAUX könnte dies sogar als *Lebensmaxime von Hölderlins . . . Existenz im Tübinger Turm gelten. Er versucht nur das Problem der eigenen Existenz «für sich selbst», und zwar auf eine möglichst schöne Art . . . zu lösen.* Er bildet ein Wort, das das Geheimnis seiner innersten Seele und Lebensführung zugleich mitteilt und nicht verrät . . . Ein delphisches Wort. Halbphilologisches Spiel auf dem Brett vor dem Sprung in den Tiefsinn.

Bekanntlich setzte HÖLDERLIN unter viele Gedichte, die er im Turm auf Bitten von Besuchern schrieb, den Namen *Scardanelli*. Das wird ebenfalls als Ausdruck der Ich-Verleugnung, von BERTAUX dagegen als Zeichen der Geringschätzung erklärt: Der Dichter habe solche *Gelegenheitsprodukte* nicht für seines Namens würdig gehalten. Als er jedoch, wie BERTAUX wenig später erwähnt, die 2. Auflage seiner Gedichte überreicht bekam, sagte er: *Ja, die Gedichte sind echt, die sind von mir; aber der Name ist gefälscht, ich habe nie Hölderlin geheißen, sondern Scardanelli . . .* Der Widerspruch, d. h. die Ungültigkeit der BERTAUXschen Erklärung des Wahlnamens liegt zutage. Ein viel tiefer greifender Widerspruch wird später zu besprechen sein.

Versuch einer psychologischen (nicht pathologischen) Deutung. So nennt sich der Mittelteil, in dem HÖLDERLIN als Gesunder dasteht. Ihn wird jeder Leser mit Gewinn durchgehen, – auch einer, der sich BERTAUX' Bekenntnis: HÖLDERLIN ist *der einfachste Mensch, dem ich je begegnet bin*, nicht aneignen kann. Wer, wie er zugibt, *hypersensibel* und öfters *depressiv* gestimmt ist, wer, wie HÖLDERLIN gesteht, daran leidet, *so zerstörbar zu sein*, ist kaum *der einfachste Mensch*. BERTAUX verkennt nicht die Eigenart seiner *psychischen Struktur*; würdige man diese und die *Wirkungen seiner Erlebnisse* (denen der 3. Teil gilt), so ergebe sich eine *von der landläufigen weit entfernte Deutung, ein von Grund auf erneuertes Verständnis der Person und des Werks*. Das ist die tönende zweite Grundthese.

In 24 Kapiteln wird von verschiedenen Blickwinkeln aus der Mensch – sein Wesens- und Erscheinungsbild, seine Erlebnis- und Schaffensart – beleuchtet. Daß dem in der Literaturhistorie lang mißachteten psychologischen Faktor sein Recht wird, ist zu begrüßen. Manches ist nicht neu, doch hochglanzpoliert, manches kompilatorisch, manches originell und ausgezeichnet. Der Verehrer HÖLDERLINS tritt in den Vorder-, der *Anwalt* in den Hintergrund; erst die drei Schlußkapitel, die HÖLDERLINS Hang zum Eremitentum und seinen Freundschaftskult gegeneinander abwägen, weisen die Auffassung zurück, er sei *Autist*, sein Empfinden immer ichbezogen ge-

wesen. Da gälte es wohl schärfer zu scheiden. HÖLDERLINS Leben verläuft in seiner ersten Hälfte zyklisch: Perioden oder Phasen der Weltoffenheit und der *Abgeschiedenheit von allem Lebendigen* wechseln einander mehrmals ab. Das deutet sich schon in seinem ersten Brief an. BERTAUX sieht darin mit Recht *ein erstaunliches Stück Selbstanalyse* des Fünfzehnjährigen, hebt aber nur die Versuchung zum *menschenfeindlichen Wesen* hervor, nicht den Umschlag zum Bestreben, *den Menschen zu gefallen*. (Das betr. Kapitel *«Die Erziehung»* ist allzu knapp; HÖLDERLINS Bildung wird gar nicht nach Weite und Tiefe ermes-

sen.) Die Fülle der Aspekte nötigt wieder zur Auswahl. Das 3. Kapitel heißt: *Ein robuster Mann, ein rüstiger Wanderer*. (Treffender: *ein kräftiger Mann*, wie ZIMMER noch den Sechzigjährigen nennt. Als *rüstiger Wanderer* wurde er 21 Jahre zuvor anlässlich der *Fußreise* von Jena aus im Frühjahr 1795 bezeichnet: wohl eine Allerweltswendung.) Nach Berichtigung ruft Folgendes: Laut dem Paß von 1802 hatte HÖLDERLIN *breite Schultern*. Die STUTTGARTER AUSGABE erhob darum ein – mangels fachlicher Kompetenz vorsichtiges – Bedenken gegen KRETSCHMERS allgemeine Zuweisung des schizoiden zum leptosomen Typus. BERTAUX verdreht das Bedenken ins Gegenteil und prangert an, als sei die Breitschultrigkeit als Zeichen leptosomer Statur und schizoider Anlage hingestellt worden. – BERTAUX skizziert die Wanderungen des Dichters, der kein *Stubenhocker* war; im Wandern erlebte er *die Welt als immergegenwärtiges Göttliches*. Sehr schön. Er stellt dann richtig fest, daß ZIMMERS Kostgänger keine Wanderungen mehr machte. Warum nicht? Er konnte sie sich *finanziell nicht leisten*. Wieso nicht? Er mußte besorgen, als *wieder hergestellt* zu gelten und das Gratial von jährlich 150 Gulden zu verlieren, das der König 1806 auf Antrag der Mutter seinem Untertanen *bis zu dessen Wiederherstellung* bewilligt hatte. Der Schluß auf seinen Charakter in diesem Punkte . . . ? Es ist aber höchst fraglich, ob er von dem Gratial etwas wußte; er war praktisch entmündigt, alles Finanzielle regelte ZIMMER mit Nürtingen. Und niemals hätten die ZIMMERS ihren Pflegling auf Wanderungen gehen, niemals auch ihn allein spazierengehen lassen. Nach BERTAUX tat er das *sehr oft im Freien*, von wo er zauberhafte Landschaftsbilder in manches seiner Reimgedichte einbrachte. Kronzeuge solcher Gänge soll ZIMMER sein: *an heißen Tagen geht er im Ohrn auf und ab, sonst gewöhnlich außer dem Hause*; die letzten Worte sind nach BERTAUX *nie beachtet worden* und doch *ungemein wichtig*. Sie sind beachtet und auf den Zwinger bezogen worden, an dem das Haus lag und liegt. Das bezeugt WAIBLINGER: *Des Morgens . . . ver-*



Hölderlin.

HYPERION

oder
der Eremit in Griechenland

von
Friedrich Hölderlin.

Erster Band.

Tübingen 1797.

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

HOLDERLIN. Wohl 1797. Getuschter Schattenriß im Handexemplar seines «Hyperion». Im Besitz des Schiller-Nationalmuseums Marbach a. N., das freundlicherweise auch das Foto zur Verfügung gestellt hat.

läßt er sogleich das Haus, um im Zwinger spazieren zu gehen. Dieser Spaziergang währt hie und da vier oder fünf Stunden, so daß er müde wird. Daß er in jenen Gedichten mit Landschaftsbildern *ich* sagt, nicht *wir*, bedarf keiner Erklärung. Wieder berichtet WAIBLINGER, wie er auf dem gemeinsamen Gang über eine Wiese . . . lange in sich versenkt blieb. So mag er in Begleitung oft in sich versenkt gewesen sein.

Im folgenden Kapitel erscheint der *robuste Mann* als *Choleriker*, im übernächsten ist er ein *schöner Mann*. HÖLDERLINS Schönheit, wohl ein Erbe der Mutter, ist mehrfach bezeugt, wie auch sein Anstand, ja Adel: . . . *als schritte Apollo durch den Saal*. Für BERTAUX ist er auch ein *Mann* – in jedem Belang –, der gegenüber dem Geschlechte, wo doch die Herzen schöner sind, nicht schüchtern zu sein brauchte und durch Männlichkeit faszinierte. BERTAUX spart das DIOTIMA-Erlebnis für den 3. Teil auf und skizziert, ohne eine *vie amoureuse* schreiben zu wollen, die andern, verschiedenartigen Begegnungen HÖLDERLINS mit Frauen. Das soll nicht nachgezeichnet werden; kurz

zu erwähnen ist aber die schon im 1. Teil besprochene, durch WEISS und HÄRTLING schon berühmte Episode mit Frau VON KALBS Gesellschafterin in Waltershausen. Sie ist vor langem behandelt worden, nach STAIGERS Urteil *mit vollendetem Takt*. Nach BERTAUX hatte die Beziehung Folgen, für die fraglos der Hofmeister verantwortlich war . . .

Daß BERTAUX von HÖLDERLINS Haupt den seraphischen Nimbus abnimmt, ist grundsätzlich zu begrüßen. Wenn er zum Schluß von der *Frauengunst*, die ihm zuteil wurde, sagt: *Nicht, daß er um sie erworben hätte: eher war er der Umworbene*, so mag das sein; da wirkt es sich aber aus, daß er die Frankfurter DIOTIMA-Gedichte wie die Tübinger LYDA-Gedichte nirgends einbezieht. Denn hier sind Leben und Dichtung Eines; hier, wie noch im dritten Teil der Elegie *Menons Klagen um Diotima* – ist HÖLDERLIN der Dankende, der Preisende, der von *Not und Dürftigkeit* Erlöste, dem DIOTIMA in die Einsamkeit den Glauben mitgibt, *Daß unsterblicher doch, denn Sorg und Zürnen, die Freude, Und ein goldener Tag täglich am Ende noch*

ist. Und HYPERION sagt: *mitten im seufzenden Chaos erschien mir Urania.*

Kapitel für Kapitel durchzugehen ist hier nicht möglich. Hervorgehoben sei *Das Heroische*: HÖLDERLINS Schicksal wird – mit einem Wort HESSES – als tragisches *Heldenschicksal* eines Begnadeten vor Augen gestellt, nicht klar aber die Frage beantwortet, ob er, der in der Ode *An Eduard* bereit ist, dem Freund *mit Gesange . . . ins Ende der Tapferen* zu folgen (wobei der Nachdruck auf *mit Gesange* liegt) – ob er dem Leben eines revolutionären Kriegers, nüchtern gesagt: eines Soldaten gewachsen gewesen wäre. – Übergangen seien die anregenden psychologisch-poetologischen Kapitel bis auf das *Die Reife des Mannes und das Versiegen der lyrischen Inspiration* benannte. Den Vierundzwanzigjährigen bedrängte die Frage: *Wodurch reift man zum Manne?* Nach seinem dreißigsten Jahre fühlt er sich in der *Hälfte des Lebens*, wovon das gleichnamige lyrische Kleinod ergreifend zeugt. Wenn aber die Mannesreife ein *Versiegen der lyrischen Inspiration* gezeitigt haben sollte, so müßte der Nachdruck auf dem Adjektiv liegen. Im Dezember 1803 schrieb der Dichter seinem Verleger WILMANS: *Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug . . . ; ein anders ist das hohe und reine Frohlocken vaterländischer Gesänge.* Ein Bekenntnis von schwerstem Gewicht. Es bedeutet: Das im engern Sinne lyrische, subjektive Element geht für HÖLDERLIN seit 1800 mehr und mehr auf in einem überpersönlichen: in den Feiern und Visionen des Vater- und des Abendlandes, – eines Landes der Zukunft.

Der komplexe 3. Teil stellt *die äußeren Umstände* seit der Mitte von HÖLDERLINS Leben in Frankfurt und *die Schicksalsschläge* dar, die ihn nacheinander treffen. Ihre Wirkung sei, so schärft BERTAUX dem Leser ein, noch nicht gebührend ermessen. Im Zusammenhang damit würdigt er die Bedeutung SUSETTE GONTARDS und der Mutter HÖLDERLINS. Die Kritik muß wieder selektiv verfahren und faßt Bekanntes, wenn es vergegenwärtigt werden muß, in nüchterne Stichworte.

Ich bin zerrissen von Liebe und Haß, schreibt HÖLDERLIN im Juli 1797. Seitdem wird ihm die Zwiespältigkeit seiner Stellung immer stärker bewußt. Ende September 1798 die äußere Trennung von SUSETTE, im Mai 1800 der endgültige Abschied, erzwungen von Existenznot in Homburg. Denn 1799 scheitern die Pläne zur Sicherung der Existenz. Der eine: eine Zeitschrift zu gründen, der andre: in Jena Dozent zu werden. Ein nach BERTAUX dritter Plan, vielmehr eine Hoffnung, scheiterte mit dem Scheitern revolutionärer Umtriebe zur Schaffung einer *Schwäbischen Republik* (deren Erfolgchance hier nicht zu erörtern

ist). Nach BERTAUX nun hoffte HÖLDERLIN, mit seinem *Empedokles der offizielle Dichter* dieser Republik zu werden, wie es für die Französische Republik der Dramatiker M. J. DE CHÉNIER war (1794 mitschuldig an der Hinrichtung seines bedeutenderen Bruders ANDRÉ; später zu NAPOLEON «bekehrt» . . .). Eine geistreich-phantasievolle Konstruktion, ganz ohne Grund in HÖLDERLINS Persönlichkeit und in EMPEKLES' Wort: *Dies ist die Zeit der Könige nicht mehr* in seiner Abschieds- und Vermächtnisrede.

Die nächsten Schläge: im Sommer 1802 der Tod der Geliebten und der Zusammenstoß des Sohnes mit der Mutter. Diese fand in seinem Koffer DIOTIMAS Briefe. Das berichtet 1856 nüchtern ihr Enkel FRITZ BREUNLIN, 1802 ein Bub im fünften Jahr. HÖLDERLINS *Effecten* waren aber von Straßburg nach Stuttgart zu LANDAUER gegangen, vielleicht, weil es direkt nach Nürtingen keine Fuhre gab; eher weil HÖLDERLIN wie im Sommer 1800 bei LANDAUER wohnen zu können hoffte. Fraglich daher, ob der Koffer vor ihm nach Nürtingen kam. LANDAUER legte am 3. Juli, wohl am Tag der Abnahme des Gepäcks, die Frachtkost aus; am selben Tag schrieb er nach Nürtingen, *Hölderlins Zustand werde allmählich ruhiger*: der Dichter war also vorher, in ungutem Zustand, kurz daheim und jetzt in Stuttgart, von wo ihn, wie vermutet, bald darauf die Erschütterung durch die Todesnachricht wieder heimtrieb. Seine Erregung beim ersten Wiedersehen kann andern Grund gehabt haben: vorwurfsvolle Fragen der über sein plötzliches Erscheinen bestürzten Mutter, wie er sich nun seine Zukunft denke, wovon er leben wolle, vor allem: was ihm denn sein Dichten einbringe. Daß er gerade auf diese Frage allergisch reagiert habe, sehr verletzt und erregt worden sei, ist erwägbare.

Die Mutter hat übrigens in keinem ihrer neun Briefe an SINCLAIR, vom 20. Dezember 1802 bis 25. November 1804, den Vorfall auch nur angedeutet.

Das führt zu BERTAUX' Bild der Mutter und der Mutter-Sohn-Beziehung. Er mußte sich immer wieder ihres Wunsches, ihn in einem Amt zu sehen, erwehren. Er warb jedoch um ihr Verständnis für seine *Bestimmung*, die er ihr von Homburg aus erklärte: *in den höhern und reinern Beschäftigungen zu leben, zu denen mich Gott vorzüglich bestimmt hat.* Die Pfarrtochter brachte solches Verständnis nicht auf. So war das Verhältnis heimlich spannungsgeladen, was sich noch in Briefchen aus dem Turm verrät. So weit mag man BERTAUX zustimmen. Er meint aber, HÖLDERLIN habe den Tod seiner Mutter 1828 als *Befreiung* empfunden, und bringt damit sein wohlbezeugtes Aufleben, seine vorübergehende Teilnahme an Umwelt und Tagesgeschichte in Verbindung. Sehr scharfsinnig, sehr originell; nur ist das Aufleben

eindeutig für 1823 bezeugt . . . – Vom Charakter der Mutter aber zeichnet BERTAUX ein Zerrbild. Sie war *ehrgeizig*. Nein, sie wurde durch ihre schweren Verluste klein- und leidmütig, auch schwäbisch «b'häb», – doch nicht gegen ihren FRITZ. Das zeigen ihre Sendungen und Mitgaben 1799–1805: fast 1500 Gulden. – Sie hat sich – nach BERTAUX – *ihren zweiten Mann gekauft*; dies war finanziell eine *Fehlinvestition*. An dem Tode der Geliebten soll HÖLDERLIN sich *Schuld* gegeben haben; das vertritt BERTAUX im Mittelbilde des *Triptychon* benannten Schlußteils. Allenfalls könnte sich die These auf DIOTIMAS Abschiedsbrief im Roman stützen: gerade auf ihre beschwörende negative Bitte: *um deiner schönen Seele willen! klage du dich über meinem Tode nicht an!* Aber vorher schreibt sie ja: *erkläre diesen Tod dir nicht! Wer solch ein Schicksal zu ergründen denkt, der flucht am Ende sich und allem, und doch hat keine Seele Schuld daran.* – Um SUSETTES Liebe zu vermitteln, gibt BERTAUX das Wort an sie ab und zitiert auf 11 Seiten aus ihren Briefen. Es war das Feinste, was er tun konnte. Vorher hat er die Atmosphäre in Driburg, wo das Glück der Liebenden aufging, *stark erotisch (im höchsten, platonischen Sinn des Wortes)* genannt. Es war ja HEINSE da, der als *Erotiker . . . der Liebe des jungen Paares mit wohlwollenden Augen zusah*; sein *Ardinghello*, der freie Liebe predigt (wovon der Leser eine Kostprobe bekommt), war *gewiß an den Abenden . . . Gesprächsthema*. HÖLDERLIN – man weiß: *ein Mann* – erinnert SUSETTE 1799 an die *ungestörten Stunden*, zu denen wohl auch solche in Driburg gehörten: *beide so frei und stolz und wach und blühend . . ., und beide so in himmlischem Frieden neben einander!* HÖLDERLIN *schwelgt*, so versteht BERTAUX den Brief vom Frühling ihrer Liebe, worin es heißt: *Es ist . . . oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken.*

Letzte *Schicksalsschläge* trafen HÖLDERLIN 1806/07. Die gewaltsame Wegführung von Homburg und die Behandlung im Klinikum haben ihn *zum geistigen Krüppel geschlagen* (was, wie BERTAUX beflissen betont, nicht Geisteskrankheit bedeutet). Als solcher kam er in die Zimmerei. Er kam aber auch als *Büßer*. Er begriff sein Eremitenleben, in dem er der Wirkung auf die Welt entsagte, als *Sühne* seiner *Schuld* an DIOTIMAS Tod. Was bedeutet das, zu Ende gedacht? Der Zwang des Lebens im Turm wäre verwandelt zu einem Akt der Freiheit aus tiefstittlicher Einsicht. Wäre dazu ein *geistiger Krüppel* fähig? Tut sich da nicht ein Widerspruch auf?

Der Widerspruch beruht auf BERTAUX' Grundthese. Sie ist unhaltbar. HÖLDERLIN war manifest krank seit 1805/06. Ein *Kauz*? Wird der stundenlang wie HÖLDERLIN im Zwinger *Gras ausraufen und die Taschen seines Schlafrocks . . . mit Kieseln füllen*? Gewiß, er war

dabei *in fortwährendem Selbstgespräch*, und gewiß wird ein menschenscheuer Kauz ein solches führen; aber wird er in *heftiges Reden, Stampfen und Schreien* ausbrechen wie HÖLDERLIN? Sein *Selbstgespräch* war oft *Streitgespräch mit Gelehrten*, das sich aus «Stimmenhören» ergab. BERTAUX' fundamentaler Fehler ist der, daß er von LANGES Begriff der Krankheit als *Blödsinn* ausgeht und gegen diesen Windmühlenflügel kämpft. In HÖLDERLINS Verfassung gingen Wahn und Wirrnis neben Bewußtheit einher.

Was aber hat den Dichter krank werden lassen? *Schicksalhaft ablaufende endogene Psychose?*⁴ Leiden an der deutschen «Gesellschaft», die ihn verkannte? Mit aller Vorsicht sei nach einer anderen Ursache gefragt. Als der Dichter krank wurde, blieben bedeutende hymnische Entwürfe und Bruchstücke in Menge liegen. Er wurde mit ihnen «nicht fertig». Was sich da auftut, ist eine Überfülle sich jagender «Einfälle», Gesichte, Eingebungen. Ist es denkbar, daß er schließlich diesen sich überstürzenden, ihn hinreißenden Wogen erlag, daß sie ihn in die Wirrnis⁵ versenkten? Dann wäre jenes Ringen nicht Symptom, sondern Ursache der Erkrankung des von seiner Schau Besessenen. Schon Ende 1801 griff eine Furcht nach ihm: *daß es mir nicht geh' am Ende, wie dem alten Tantalus, dem mehr von Göttern ward, als er verdauen konnte.*⁶

Ein Wort noch über das wissenschaftliche Ethos des Erneuerers, das in dem Buche wirkt. Der Konstrukteur ist stärker als der Interpret. Und was er (und wenn auch als Aufsatz, als Essay und also eher als Versuch) geschrieben hat, das hat er geschrieben. Ihn ficht kein Einwurf an. Denn er spricht: *Im Namen Hölderlins!* Mit diesem Heroldsruf beginnt das Buch, mit diesem Rufe klingt es aus. Hätte man HELLINGRATH, der für unser Jahrhundert dem Verständnis HÖLDERLINS Bahn brach, gefragt, aus welcher Vollmacht er sich darum bemühe, so hätte er wohl gesagt: *Im Dienste Hölderlins.*

Anmerkungen

- 1 Hölderlin – Jb. 21, 1978/79: Gedenkrede auf FR. BEISSNER. – Auf Beleg der Zitate wurde mit Ausnahme der Anm. 2 verzichtet, ältere Schreibweise der heutigen angeglichen.
- 2 Bd. 7, 3: Exkurs S. 339–343; BERTAUX S. 36 f. (Auf S. 36 oben eine üble Entstellung.)
- 3 S. unten S. 164
- 4 So mehrfach definiert von dem Düsseldorfer Medizin-Historiker Prof. HANS SCHADEWALDT.
- 5 Zeitgenossen HÖLDERLINS haben sein Denken und Gebaren mehrfach *Verwirrung* genannt; der Tübinger Psychiater DR. LEUBE erklärte ihn 1832 in seinem pflichtmäßigen Berichte (s. oben S. 159) als *verwirrt* und *unheilbar*.
- 6 Der Leser nehme dies nur als Erwägung eines Literarhistorikers; darüber hat der Psychiater zu befinden.

Ich, Johann Valentin Andreae, bin zu Herrenberg im Württembergischen den 17. August 1586 morgens zwischen 6 und 7 Uhr geboren worden. Meine Eltern waren Johann, Pfarrer der Stadtkirche und Superintendent . . . , ein Sohn Jakobs des Theologen, und Maria Moserin, eine Tochter Valentins, ehemaligen Vogts daselbst. Noch an dem nämlichen Tag wurde ich in dem Pfarrhause von dem Diakonus Matthias Hafenreffer getauft. Die Paten waren der Ratsherr Michael Schnaiblin und Agnes, Witwe Johann Neufers, einst Kellers daselbst . . . So heißt es in ANDREAES Autobiographie. Es folgen noch einige Erinnerungen an Herrenberger Honoratioren, an die gute Bewahrung vor dem drohenden Unglück, von einem Pferdewagen überfahren zu werden, an GEORG BEUMLER, den ersten Lehrer des Fünfjährigen, der ihm zum Abschied eine goldene Münze schenkte. Soviel wissen wir über die direkten Beziehungen ANDREAES zu Herrenberg. Eine dieser Beziehungen, die zu MATTHIAS HAFENREFFER, hat später in ANDREAES Leben noch einmal eine entscheidende Rolle gespielt.

Man kann sich durchaus die Frage stellen, ob es angemessen sei, das zweite Herrenberger Gymnasium nach diesem Sohn dieser Stadt zu nennen. In der Tat ist JOHANN VALENTIN ANDREAЕ bis heute nur wenigen bekannt, und diese streiten sich, worin eigentlich seine Bedeutung lag. War er ein frommer Kirchenmann oder ein heimlicher Ketzer, ein großer Pädagoge oder ein verkrachter Student, ein Dichter oder ein journalistischer Literat, ein moderner Naturwissenschaftler oder ein obskurer Scharlatan, ein Reformator oder ein unverbesserlicher Weltverbesserer? Man könnte mit den zwiespältigen Deutungen noch fortfahren. Dem Beruf nach jedenfalls war er Pfarrer und später Dekan und Konsistorialrat; seiner Produktion nach könnte man ihn als Schriftsteller einordnen. Zeitlebens haftete ihm der Verdacht an, doch nicht ganz in die bestehende Gesellschaft hineingefunden zu haben. Er ist immer ein gefährlicher Kritiker mit einer spitzen Feder gewesen, unbequem für die Institutionen, jedoch geschätzt von einem kleinen weitgestreuten Freundeskreis. Von der Nachwelt haben sich einige wenige für ihn interessiert und ihn gelesen, darunter AMOS COMENIUS, der Pädagoge, PHILIPP JAKOB SPENER, der Kirchenerneuerer, LEIBNIZ, der Philosoph und Bildungsorganisator, HERDER und GOETHE, die Dichter. Ab und zu

wird wie ein Geheimtip die Vermutung geäußert, daß ANDREAЕ vielleicht doch ein ganz Großer war, einer von denen, die es sensibel erfaßt und sich darauf eingestellt hatten, daß der große krisenhafte Umbruch zur Moderne bevorstand.

Der Lebensgeschichte einer so schillernden Gestalt nachzugehen, dürfte auf jeden Fall interessant sein. Es versteht sich fast von selbst, daß sie nicht ganz glatt verlaufen ist. Ihre Dramatik ist zunächst bestimmt durch einen Bildungsweg, der zum Abenteuer wurde, und dann durch den harten Gang des Dreißigjährigen Krieges. Der Sohn des Herrenberger Spezialsuperintendenten (Dekans) gehörte an sich zum Establishment. Sein Großvater JAKOB, der Schmiedssohn aus Waiblingen, hatte im Zeitalter der Reformation den großen Sprung nach oben geschafft. Er war mit 25 Jahren Generalsuperintendent und ein Jahrzehnt später für ein Menschenalter der mächtige Kanzler der Universität Tübingen geworden und als solcher einer der einflußreichsten Kirchenpolitiker und Kirchenführer Deutschlands, einer der Konservatoren des deutschen Luthertums am Ende der Reformationsepoche, nicht zuletzt bestimmend für den streng lutherischen Geist des damaligen Württembergs. JOHANN VALENTIN kam in den Genuß des Etabliertseins. Die Familie war angesehen, selbstbewußt. Der Umgang mit Vornehmen und Hochgestellten, selbst Fürsten war diesem Bürgerlichen nie ein Problem. Er war auf seine Herkunft so stolz, daß er später selbst die Familiensaga geschrieben und veröffentlicht und sich damit ausdrücklich zu ihr bekannt hat. Er wollte in gleicher Weise dem reformatorischen Glauben treu sein und der wahren Kirche dienen, wie LUTHER, BRENZ und Großvater JAKOB. Das hätte heißen können, zu einem Epigonenschicksal verdammt zu sein, wie es nachher in der Tat einen von JOHANN VALENTINS eigenen Söhnen traf. Bei JOHANN VALENTIN war dem freilich nicht so. Für ihn hieß Treue zum Erbe Fortentwicklung, Reform der von den Vätern gestalteten Kirche und Gesellschaft.

1591 war der Vater Prälat von Königsbronn geworden. Im Elternhaus muß eine anregende Atmosphäre geherrscht haben mit einem weiten Horizont, den u. a. die Gäste und Hauslehrer vermittelten. Bereits der Vater interessierte sich stark für die Geheimnisse der Alchemie, jenem Zwitter zwischen Geheim- und Naturwissenschaft, und auch die Mutter war in diesen Dingen nicht unkundig. 1601 starb der Vater. Er hat seinen Sohn in seinen eigent-

* Vortrag, gehalten bei der Einweihung des Andreae-Gymnasiums in Herrenberg am 13. Oktober 1978



Herrenberg. Kupferstich aus der «Topographia Sueviae» 1643 des MATTHÄUS MERIAN

lichen Bildungsjahren nicht begleiten können und für den Jungen offensichtlich auch keine größere Bedeutung gehabt. JOHANN VALENTIN mußte seinen Weg allein suchen. Da die Familie nach dem Tod des Vaters nicht reich war, zog die Mutter, um die Erziehung der Kinder zu sichern, nach Tübingen. Dort bestanden vielfache Beziehungen zu den Schülern des Großvaters, die man ausnützen konnte.

Die kleine Universitätsstadt hatte damals ein Doppelgesicht: Einerseits war sie der strenge Hort lutherischer Rechtgläubigkeit, besonders was die mächtige Theologie anbetraf. Andererseits wurden die Naturwissenschaften wohl kaum irgendwo in Europa so fortschrittlich betrieben wie in Tübingen. Außerdem gab es gerade auch unter den Hochschullehrern Leute, die universal interessiert waren und sich mit Hilfe ihrer Bibliotheken einen weiten, unverstellten Horizont verschafft haben. Der junge ANDREAE fand ganz schnell den Zugang zu diesen Schätzen und hat sich ihrer jahrelang bedient.

Eben diese Leute aber hatten ein Gespür, daß sich etwas veränderte in der politischen, gesellschaftlichen, religiösen und wissenschaftlichen Welt. Sie realisierten es zuerst, daß an vielen Stellen der Gesellschaft Sein und Sollen und Sollen und Sein nicht mehr im Einklang waren, kurz, daß eine schwere Krise heraufzog. Sie wußten von den neuen Erkenntnissen der Physik, Astronomie, Geographie, Alchemie/Chemie, Geschichte, von der Verände-

rung im Weltbild; auch wenn sie – wie der Tübinger Astronom MÄSTLIN, der Lehrer KEPLERS – nur unter der Hand davon sprachen. Neues Wissen, das brachte auch vielfältig Unruhe und Spannungen mit sich. Man kann es an der Medizin beobachten. Da gab es Außenseiter, die forderten, man solle sich nicht mehr ohne weiteres auf die antiken Autoritäten verlassen, sondern auf die eigene Beobachtung, Erfahrung und Experimente. Der Krach um die besseren Heilmethoden war da. Das betraf aber nicht nur die Medizin. Der ganze naturwissenschaftlich-philosophische Unterricht erwies sich als rückständig und nur mehr wenig wert. Auch Theologie und Religion waren betroffen: Wie verhielten sich offizielle Lehre und Praxis zueinander? Man konstatierte Defizite zwischen reiner Lehre und tatsächlicher Wirklichkeit in der Kirche. Außerdem meldeten sich Schwierigkeiten, die diffizile akademische Theorie und die innere Erfahrung (wieder die Erfahrung!) in Einklang zu bringen. Und die Erfahrung ließ sich nicht mehr beschwichtigen. Fragen stellten sich schließlich auch gegenüber den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten: Daß der immer mächtiger werdende Fürstenstaat mit seinen Handlangern das politische Optimum sei oder daß die festgeschriebene ständische Gesellschaft schlechterdings ideal sei, diese Meinung wurde von manchen nicht mehr geteilt.

Die aufkommende Kritik gab sich dabei keineswegs

resigniert. Man hoffte auf eine Reform, auf eine umfassende Erneuerung vergleichbar der der Reformation, mehr noch, man wartete auf die Vollendung der Reformation, indem nach der Erneuerung der Lehre jetzt abschließend die Erneuerung des Lebens in Angriff genommen werden sollte. Es gab in Tübingen sogar Leute, die ganz konkret die Vollendung schlechthin, das Ende der Dinge, den jüngsten Tag, das goldene Zeitalter erwarteten. Für einen jungen, wachen Schüler und Studenten mit den entsprechenden Beziehungen konnte es nichts Angeregteres, nichts Herausfordernderes geben, als diese Spannung zwischen dem Etablierten und dem sich vielfältig meldenden Neuen. Natürlich war solch eine Situation nicht risikolos. Noch war unbekannt, was sich durchsetzen und bewähren würde. Aber zugleich war da die Chance eines Aufbruchs, eines Neuanfangs, wie jede Generation sie sich wünscht.

Der Schüler und Student JOHANN VALENTIN hat vieles vom soliden Alten und vom gärenden Neuen in sich aufgenommen. Er hat dabei die erste, philosophische Phase seines Studiums absolviert und begann bereits Theologie zu studieren, da drohte es ihn aus der Bahn zu tragen. Er wurde in eine Staatsaffäre verwickelt. Das kam so: Die Tochter des württembergischen Kanzlers ENZLIN, der selbst ein ehemaliger Tübinger Professor war, sollte heiraten. Aus diesem Anlaß zirkulierte unter einigen Studenten ein freches Pamphlet über die Unbescholtenheit der Braut. ANDREAE hat es mindestens auch in den Händen gehabt. Als die Sache ruchbar wurde, gab es eine große Untersuchung vor dem Senat, bei der freilich nicht viel herauskam. Immerhin lagen die Dinge so, daß ANDREAE eine Weile aus Tübingen verschwinden mußte. Also ging er zunächst auf Reisen nach Straßburg, Heidelberg, Frankfurt; dann schlug er sich als Hofmeister junger Adliger in Lauingen durch, bis Gras über die Angelegenheit gewachsen war. Das war durchaus sinnvoll. Reisen weitet den Horizont. Andreae ist in den folgenden Jahren noch zweimal auswegslosen Situationen durch Reisen ausgewichen, und diese Reisen haben ihn u. a. nach Genf gebracht, jenem ganz konsequent calvinistisch bestimmten Gemeinwesen, das ANDREAE ungeheuer beeindruckt hat, dann nach Österreich, Italien, sogar nach Rom. Dieser Student hat viel von der Welt gesehen. Nur in einem hatte er sich verrechnet. Über seine Sache war kein Gras gewachsen. Man bedeutete ihm, er könne nicht auf eine Anstellung in der württembergischen Kirche hoffen. Berufsverbot also und aus mit der Karriere. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Leben weiter als Haushofmeister zu fristen. Das Theolo-

giestudium fortzusetzen, schien zunächst sinnlos. So hatte ANDREAE viel Zeit. Er nützte sie eigenartig: Er ging zu einem Uhrmacher, zu einem Goldschmied, zu einem Tischler; offensichtlich ließ er sich von ihnen hochqualifizierte handwerkliche Fähigkeiten beibringen, und erstaunlicherweise hinderte ihn kein Standesdünkel daran. Außerdem lernte er Zither und Laute spielen. Vor allem aber pflegte er jetzt den Umgang mit solchen Leuten, die zu den unangepaßten Außenseitern gehörten, einem frühpensionierten Pfarrer, einem verkrachten Studenten und besonders mit dem ehemaligen Juristen TOBIAS HESS, der in Tübingen aber als Arzt und Anhänger des medizinischen Neuerers PARACELsus praktizierte, der ein immenses naturwissenschaftliches Wissen besaß und der in tiefer Frömmigkeit das Weltende in unmittelbarer Zukunft erwartete. Welch ein Umgang für einen jungen Studenten, denken wir. Zweideutig war es sicher auch damals, obskur zugleich und modern. Was sich in dem Kreis um HESS abgespielt hat, hat ANDREAE nie deutlich gesagt. Wir können es aber ungefähr erschließen. Dort hat man über die große Weltverbesserung diskutiert und phantasiert, über die Verbesserung der Wissenschaften in Verbindung mit einer echten erneuerten Frömmigkeit, und daraus sollte die Erneuerung der Gesellschaft erwachsen.

Den in diesem Kreis verhandelten Gedanken hat ANDREAE die literarische Gestalt gegeben. Jahre später erschienen drei anonyme Schriften: Der Bericht über das Gerücht von einer angeblichen Bruderschaft des Rosenkreuzes, das Bekenntnis dieser Bruderschaft und schließlich das alchemistische Märchen von der chymischen Hochzeit des Christian Rosenkreuz. Die Verfasserschaft dieser Schriften war eines der bestgehüteten Geheimnisse der Weltliteratur. Nur zu der chymischen Hochzeit hat sich ANDREAE bekannt. Nun ist aber das Andreas-kreuz mit den Rosen nichts anderes als ANDREAEs Wappen; zudem weisen heute alle Indizien auf ANDREAE als Verfasser der Rosenkreuzerschriften hin.

Die angebliche Bruderschaft gab vor, im Besitz schlechterdings alles Wissens zu sein, und sie bot es allen Gutwilligen an. Natürlich gehörte zu solchem Wissen auch die Kunst, Gold zu machen, aber im Gegensatz zu den obskuren Scharlatanen war das für die Bruderschaft nicht die Hauptsache. An einem Wissen, das nur die Habgier befriedigte, lag ihr eben nicht, ihr ging es um mehr: um ein Wissen, die Bibel, die Natur, den ganzen Menschen umfassend, wie es damals nicht zu haben war. Die Anzeige von der Bruderschaft dürfte so etwas wie ein Versuchsballon gewesen sein, nämlich der Versuch, in einer

neuen Gemeinschaft die neue Wissenschaft und die echte Frömmigkeit zu verwirklichen und auf diese Weise die Generalreformation der Welt, die neue Zukunft heraufzuführen. Wir werden diesem Grundprogramm wieder begegnen. Freilich, zunächst fehlte dem Projekt jede reale Basis; vielmehr hatte sich der Freundeskreis damit in ein gefährliches Abseits begeben und mit seinen guten Absichten offensichtlich den Bezug zur Wirklichkeit verloren. Überraschenderweise erwiesen sich die Ideen des Freundeskreises aber keineswegs einfach als unzeitgemäß, sie fanden vielmehr einen ungeahnten Widerhall.

Sofort nach Bekanntwerden der Rosenkreuzerschriften suchten viele in Europa nach dieser Bruderschaft, u. a. auch RENÉ DESCARTES – er fand dann den methodischen Zweifel. Scharlatane traten auf, die vorgaben, im Besitz des Universalwissens der Bruderschaft zu sein. ANDREA E blieb jahrelang nichts anderes übrig, als zu dementieren, er kenne die Bruderschaft nicht, gehöre nicht zu ihr und das, was angebliche Glieder der Bruderschaft wollten, entspreche nicht seinen Vorstellungen. Und mit all dem hatte er ja in gewissem Sinne recht. Aber kein Zweifel, ANDREA E selbst war zunächst ins Träumen, Phantasieren, ins Utopische geraten, weg von der Wirklichkeit, und damit von innen heraus aufs Schwerste gefährdet. Wie sollte er sich mit diesen großen aber vagen Plänen von einer Elite, die religiöse und naturwissenschaftliche Erkenntnis zusammenzubringen gedachte, in der Wirklichkeit zu rechtfinden? Hier fehlte eigentlich jede Chance der Vermittlung. ANDREA E hatte alle Aussicht, eine verkrachte Existenz zu werden.

Damals begab sich ANDREA E erneut auf eine größere Reise, diesmal nach Genf. Nach der Rückkehr kam er in besonders intensiven Kontakt zu dem Juristen CHRISTOPH BESOLD, der freilich auch ein religiös Umtriebener, Verunsicherter, Zweifelnder war, Kenner der Mystik und der protestantischen Sektierer. Jahrzehnte später konvertierte er zum Katholizismus. Möglicherweise hat ANDREA E in BESOLDS Umgebung und durch seine Bibliothek etwas Abstand von dem Rosenkreuzermärchen gefunden, viel Halt konnte ihm dieser aber sicher nicht bieten. ANDREA ES Situation war nach wie vor innerlich und äußerlich schwierig. Äußerlich eröffneten sich noch immer keine Berufsaussichten, und wo er mit seinen Weltverbesserungsideen ableiben sollte, war ebenfalls völlig unklar. Vorerst mußte er sich weiter als Haushofmeister über Wasser halten.

Das Verdienst, die Vermittlung zwischen Vision und Wirklichkeit wieder hergestellt zu haben, kam dem alten Freund der Familie, MATTHIAS HAFENREF-

FER, einst zweitem Pfarrer in Herrenberg und nunmehr Theologieprofessor in Tübingen, zu. Er, der neben seiner Theologie selber naturwissenschaftlich interessiert war, hatte viel Verständnis für ANDREA ES universale Interessen. Er hat ANDREA E nunmehr intensiv beraten, und ihm verdankt dieser den realisierbaren Lebensentwurf. Wie gesagt, HAFENREFFER bejahte die weiten Interessen ANDREA ES, aber dieser sollte sich damit nicht im Unbegrenzten verlieren. So haben die Sprachen jetzt die Funktion, wie Hände Mittel zum Zweck zu sein, die den Zugang zu den Dingen ermöglichen. Die Sichtweise sollte bestimmt sein durch Mathematik, Physik, Technik, klar und praktisch. Naturgeschichte, Biologie und Menschheitsgeschichte sollten als erfahrungsspeicherndes Gedächtnis fungieren. Als das Zentrum, das Herz, dieser bereits in einem sehr modernen Sinn universalen Bildung wird erstaunlicherweise die Frömmigkeit bezeichnet, der Bezug des Menschen nicht zu den Dingen, sondern zu Gott. Damit war gemeint: Ohne Wertmitte kommt diese moderne Bildung nicht aus, sie bliebe letztlich bezugslos.

Was HAFENREFFER damals formuliert hat, war in vieler Hinsicht ein neues Bildungsprogramm. Moderne Wissenschaften kombiniert mit Herz; vielleicht erweist sich das eines Tages als gar nicht so altmodisch, wie es uns vielleicht jetzt vorkommt; vielleicht müssen wir noch einmal einsehen, daß es anders die Menschlichkeit der Wissenschaft nicht gibt. Natürlich hat HAFENREFFER in seiner Studienberatung ANDREA E keine Karriere garantieren können, aber er hat ihm versichert: So universal gebildet und so zentral gegründet werde er seinen sinnvollen Platz im Leben finden.

Im Freundeskreis um HAFENREFFER ist damals auch äußerlich die Aufarbeitung von ANDREA ES Vergangenheit erfolgt. Da kam in fröhlicher Runde auf einmal die Idee eines Lustspiels auf. Seine Hauptfigur war Turbo, der, den es in der Welt und bei allen Wissenschaften herumgewirbelt hat, und der doch nirgends Genüge finden konnte: weder in der Schulwissenschaft noch in der Geheimwissenschaft, noch in der Ferne, noch in der Liebe. Überall findet er Betrug, Korruption, Reinflall, und dieser Zustand der Welt wird mit dicken Farben gezeichnet. Ruhe findet er erst, als er einkehrt zu Gott, und das meint zugleich zu sich selbst. ANDREA E selbst hat diese literarische Idee später tatsächlich ausgearbeitet. Genau besehen ist es gar keine so leichtgängige Vergangenheitsbewältigung. Nicht weniger als das Faustmotiv steckt hinter der Geschichte, Faust als das existentielle Problem des frühmodernen Menschen.

Nochmals verschaffte sich ANDREAE mit einer Reise Abstand. Es war seine größte, die nach Österreich, Italien und Rom. Aber plötzlich zog es ihn dann ganz schnell nach Hause. Er mußte seinen festen Platz finden, nachdem er mit sich selbst ins Reine gekommen war. Und nunmehr gelang es auch, das Berufsproblem zu lösen. Er setzte sich auf den Hosenboden, paukte noch einmal Theologie, daraus entstand so nebenbei ein kurzgefaßtes Schulbuch. Es blieb auch noch Zeit für einen Kurzaufenthalt, während dessen er seine Begleiter mit Mathematik-, Physik- und Technikvorlesungen unterhielt, die er kurz darauf mit eigenen Illustrationen im Druck erscheinen ließ. Daneben gab er noch Unterricht im Voltigieren, dem Turnen auf dem Pferd. Nach etwa zwölfjähriger Studienzeit erhielt er 1614 die zweite Pfarrstelle in Vaihingen an der Enz. Schon die Lehr- und Bildungsjahre des Studenten JOHANN VALENTIN ANDREAE sind mit ihren Möglichkeiten und Schwierigkeiten, ihren Spannungen, Wagnissen, Gefahren und deren Überwindungen derart exemplarisch, daß sich eine Schule nicht zu schämen braucht, sich nach einem solchen Beispiel zu heißen.

Aus dem Weltverbesserer war ein württembergischer Stadtpfarrer geworden, eine nicht gerade imposante Stellung, auch keine Glanzleistung der damaligen kirchlichen Personalpolitik. Selbstverständlich hat der neue Pfarrer in der Welt der Kleinstadt Initiativen entwickelt. Ihm war bewußt, daß ein rechtschaffener Diener Gottes kein bequemes Leben vor sich hatte und daß da keine Schätze zu gewinnen waren, daß er notfalls auch den Konflikt mit den Höhergestellten nicht scheuen durfte. Er hat die Anforderungen an einen Pfarrer in einem großen und berühmten Gedicht sehr realistisch geschildert. ANDREAE selbst blieb zeitlebens in allen Verhältnissen ein unbequemer Kritiker der Institutionen, der Intrigen und der Korruption in der Gesellschaft. Er scheute sich nicht, mit seinen Predigten anzuecken. Daneben zeichnete ihn eine ausgesprochene Hilfsbereitschaft in seiner Gemeinde aus und gegebenenfalls auch ein unerschrockenes Eintreten für sie. Noch ein weiterer erstaunlicher Zug: ANDREAE hat sowohl in Vaihingen wie später in Calw dafür gesorgt, daß die Kirchen reich ausgemalt worden sind. Er war für Anschaulichkeit.

Das neue Amt hat ANDREAE nicht völlig ausgefüllt. Es blieb noch Zeit für die Verwirklichung einer hochgebildeten und kultivierten Existenz; und ANDREAE brauchte das auch, z. B. den brieflichen Austausch mit den Freunden oder die Pflege seiner Liebhabereien. Nach wie vor bestand das Interesse fort an dem, was sich in den Wissenschaften und im

hochqualifizierten Handwerk tat. ANDREAE war ja nicht nur ein Bücher- und Schreibtischmensch. Er hat alte Dokumente gesammelt, in der Familie war davon einiges vorhanden. Zugleich war er ein beachtlicher Kunstkenner, der Bilder von DÜRER, CRANACH und HOLBEIN sein eigen nannte. Beim Brand von Calw später ging vieles davon verloren. Es konnte fast nicht anders sein, als daß diesen Mann schon das moderne Problem bedrängte, ob man breit oder spezialisiert gebildet sein soll. Er hat noch daran festgehalten, beides irgendwie miteinander zu verbinden. Es war freilich nicht so, daß die Vaihinger Jahre neben dem Beruf in einem privaten geistigen Konsumieren aufgegangen wären. ANDREAE hat damals vielmehr ganz zielstrebig und produktiv die literarische Ernte seiner Lehr- und Wanderjahre eingebracht. Manches dürfte schon vorher geplant und entworfen gewesen sein. Jetzt erhielt es seine literarische Form. Die alten großen Projekte waren keineswegs aufgegeben sondern wurden in neuer Fassung vorgelegt.

ANDREAE hat sich also als Schriftsteller betätigt, ja als Dichter. Er schrieb nicht schulmäßig, sondern war ausgesprochen gewandt, sich der verschiedensten literarischen Formen zu bedienen: Drama, Märchen, Fabel, Satire, Kurzgeschichte, Dialog, Sketch, Gedicht und Traktat, das Meiste in schwierigem Latein, wogegen er in der Muttersprache sehr volksnah und plastisch formulieren konnte.

Für das, was er vorbringen wollte an Kritik und an neuen Vorschlägen, war er unbedingt angewiesen auf die literarische Einkleidung und Verfremdung; ohne diese Kostümierung wäre es viel zu direkt gewesen. Meist war es ohnehin hart und anstößig, was er sagte. Er schilderte etwa, wie der christliche Herkules sich mit den Widrigkeiten und Tücken der Welt und der Gesellschaft herumschlägt und mit ihnen fertig wird; eine von ihnen ist etwa das Problem der banalen Routine. Er beschrieb die alternativen Existenzweisen des irrenden Pilgers in dieser Welt, der vor lauter Irritation nie heimkommt, und die des christlichen Bürgers, der weiß, wo er zu Hause ist, und darum auch mit der Welt fertig wird. Er kritisierte scharfzünftig und treffsicher ständig die Zustände in Wissenschaft, Kirche und Gesellschaft. Da gibt es 100 beißende Satiren, die einen lachen lassen, die aber auch unter die Haut gehen. Sie lösten einen Skandal aus. Natürlich ist er vielen damit auf die Zehen getreten und hat deswegen Ärger bekommen. Dann gibt es da eine Sammlung von 300 Kurzgeschichten. Sie berichten von Vorbildern, unter die ANDREAE ausgesprochene Außenseiter aufnahm, ebenso von abschreckenden Beispielen. Zustände und Mißstände wurden beim Namen genannt und



MAGNIFICAT, CANTO, RE,
 PVTANS BENEFACTA IEHOVÆ:
 ATVTAM RELEGENS! OH
 MISERERE MEI.

Jörg Kummel: Ex

JOHANN VALENTIN ANDREAE. Kupferstich von JOHANN PFANN, 1628. (I.P.S. = JOHANN PFANN Sculpsit; JÖRG KUMMEL ist nur der Verleger.)

beschrieben. Mit unbestechlicher Feder wurden Typen, Gruppen, ihre Verhaltensweisen, Sitten und Unsitten markiert. ANDREAE forderte Freiheit für das wahre Christentum, wie es von der neuen Frömmigkeitsbewegung verstanden wurde, nämlich ein verinnerlichtes, lebendiges, nicht bloß gewohnheitsmäßiges Christentum, das nicht gefesselt sein sollte durch die angeblichen Notwendigkeiten von Staat und Gesellschaft, nicht eingebunden in eine unangemessene philosophische Fachsprache, offen auch für die echten Impulse der Außenseiter.

Natürlich war es riskant, solches zu fordern, das klang nicht alles schulbuchmäßig. Wieder gab es Verdächtigungen, daß ANDREAE nicht linientreu sei. Aber ANDREAE war sich bewußt, die gute Sache zu vertreten, mit der letztlich Gott ist, während Kirche und Gesellschaft, wenn sie in ihrem gewohnten Schlendrian fortfahren, in eine existenzbedrohende Krise geraten müßten. Von daher, aus Hoffnung und Sorge, rührte die Dringlichkeit seiner Warnungen.

Aber gab es wirklich eine echte Chance für die Erneuerung? Ohne viel danach zu fragen, bediente

sich ANDREAE in einer seiner bedeutendsten Schriften, der Beschreibung der Christenstadt, eine Art christlicher Staats- und Bildungsroman, des Stilmittels der Utopie, die das Ideal als verwirklicht vorwegnimmt. Er hatte dabei große Vorbilder. PLATO, das himmlische Jerusalem, THOMAS MORUS, den Zeitgenossen CAMPANELLA.

Die Christenstadt befindet sich auf einer Insel im fernen Ozean. Nur als gescheiterter Schiffbrüchiger kommt man dahin. Die sonst in den Utopien vorkommenden totalitären Züge sind bei ANDREAE nicht sehr stark ausgeprägt. Es ist eine Gemeinschaft ohne Militär, ohne Profitsucht und Ausbeutung, mit progressiver Strafrechtspflege, mit weitgehender Gleichberechtigung der Frau, sehr anspruchslos hinsichtlich der persönlichen Bedürfnisse und des Luxus, aber hochqualifiziert und kreativ. Hochqualifiziert sind etwa die Handwerker, eigentlich sind sie Künstler, den Akademikern gleichgestellt. Die Verfassung ist republikanisch-aristokratisch. Die Leitung von Staat und Kirche – diese steht in der Mitte der Stadt – geschieht kollegial und gründet sich auf echte Autorität. Die Gesellschaft reguliert sich weitgehend selbst. Das Glanzstück der Stadt ist ihr Wissenschafts- und Bildungswesen. Die Unterrichtsweise ist höchst rationell; es wird mit modernsten Anschauungsmitteln gearbeitet, und der Praxisbezug wird ständig hergestellt. Letztlich sind auch hier Leben und Bildung auf Gott ausgerichtet, und darin liegt die eigentliche Weisheit. Ausgesprochen modern ist der breite Raum, der in der Christenstadt der Technik, der Naturwissenschaft und der Medizin eingeräumt wird. Für sie ist ANDREAE auch sonst eingetreten. Er hat es gegenüber den hochnäsigen geisteswissenschaftlichen Akademikern immer wieder eingehämmert: Moderne Naturwissenschaft ist kein Hexenwerk, keine schwarze Kunst. Sie ist erlernbar, beherrschbar, und sie ist ausgesprochen nützlich für die Gesellschaft. Kein Zweifel, ANDREAE gehört zu den Befreierern und Befürwortern der modernen Naturwissenschaft. Für ihn bestand kein Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Christentum. Naturwissenschaft ist Umgang mit Gottes Schöpfung, aus dem man einiges über die Schöpfung lernen kann. Bedeutsam an dieser Konzeption ist nicht zuletzt, daß die Verselbständigung der Naturwissenschaft aus dem Sinngehalt zunächst vermieden ist. Ausdrücklich hingewiesen sei noch auf den Umstand, daß hier offensichtlich ein Teil des alten Rosenkreuzerprojekts durchgehalten ist, zwar umformuliert, konkretisiert und durchgeklärt, aber im Grunde sind keine Abstriche gemacht.

Wer für besseren Unterricht und neue Lerninhalte

eintritt, muß dafür sorgen, daß das Neue lernbar wird und daß die entsprechenden Lernmittel bereitstehen. ANDREAE war sich darum nicht zu gut, selbst unter die Schulbuchautoren zu gehen und Wissen didaktisch aufzubereiten. Es gibt von ihm mathematische und theologische Lehrbücher, ja sogar eine alle Wissensbereiche umfassende Enzyklopädie. Was das anschauliche Unterrichten mit dem illustrierten Schulbuch, mit den Schausammlungen anbetrifft, so dürfte nicht zuletzt AMOS COMENIUS hier von ANDREAE gelernt haben.

Nun drängt sich natürlich die Frage auf: Wenn da einer war, dem eine bessere Gesellschaft vorschwebte, dem klar war, daß eine tief- und weitgreifende das Leben verändernde Revolution in der Wissenschaft bevorstand, der das Bildungswesen Rechnung tragen mußte, was ist denn dann tatsächlich daraus geworden? Anscheinend nicht viel. Mindestens in Württemberg nicht. Die Verhältnisse waren nicht danach. Das politische, gesellschaftliche und kirchliche System war zu starr und empfand keinen Bedarf nach Reform. Und dann kam der große Krieg. ANDREAE konnte also weithin nur indirekt wirken auf COMENIUS. Später hat das Waisenhaus in Halle einiges von seinen Anregungen aufgenommen.

Muß man sich also damit begnügen, daß ANDREAE in Deutschland eben zu früh gekommen ist, respektiert allenfalls als der wache Zeitkritiker, dem aber der Ruhm versagt geblieben ist, die moderne Naturwissenschaft im Bildungswesen durchgesetzt zu haben? Ganz so desolat sieht es vielleicht doch nicht aus. Man hat in den letzten Jahren in England festgestellt, daß dort etwa seit 1630 unter optimalen Verhältnissen, nämlich im Zusammenhang mit der puritanischen Revolution, der Aufbruch der modernen Naturwissenschaften einschließlich der Medizin erfolgt ist aufgrund eines christlichen Weltverbesserungswillens. Aber schon etwa zwei Jahrzehnte vor den Engländern hatte ANDREAE seine entsprechende Konzeption entwickelt. Wir wissen, daß man Teile von ANDREAEs Programm in England gekannt hat, wenn sich auch sein Einfluß bis heute nicht genau bestimmen läßt. Sicher war er nicht der Einzige, der auf die neuen Entwicklungen aufmerksam geworden ist. Aber ganz bestimmt war er einer von denen, die der modernen Naturwissenschaft und dem entsprechenden Bildungswesen auf die Bahn geholfen haben. ANDREAE ist es übrigens auch, der hinter der breiten kreativen Bildung WILHELM SCHICKHARDS steht – und damit zugleich hinter dessen Leistungen auf so verschiedenen Feldern wie der Orientalistik, Geschichte, Kartographie, Astronomie und Mechanik.

Ein großartiger und wichtiger Zug bei ANDREAE und den Puritanern ist der umfassende Ansatz ihres Reformwollens, das noch den ganzen Menschen nach seinen seelischen, geistigen, leiblichen und sozialen Bedingungen im Blick hat. Christliche Reform entwickelte sich damals nicht abseits im Winkel, abgetrennt von der übrigen Situation, aber ebenso blieb der wissenschaftliche Fortschritt eingebunden in das Ganze und ihm verpflichtet.

Pädagogische Neuerungen und Experimente sind immer auch etwas Gefährliches und Beunruhigendes. Wir können ein Lied davon singen. Auch damals drohte das Neue zunächst wegzurutschen in esoterische Geheimwissenschaft, modische Spielerei und Scharlatanerie. ANDREAE selbst war ja in seinen Anfängen durch solche Entwicklungen gefährdet. Aber seit er sich selbst gefangen hatte, war er auch in der Lage, die neue Wissenschaft bei aller Offenheit gegen Schwindel, Betrug und Schwärmerie abzugrenzen und das Forschen gegenüber haltloser Neugier in geordnete Bahnen zu lenken. Er vermochte das Neue in einen sinnvollen Bezug zum Bestehenden zu bringen. Daß es ihm gelungen ist, der neuen Wissenschaft ihren Platz zu erkämpfen, ohne die Verbindung zu den konkreten Gegebenheiten zu verlieren, das ist eine reformerische Leistung, die höchste Anerkennung verdient. Sie brachte es mit sich, daß ANDREAE selbst zeitweilig zwischen die Fronten der Etablierten und der Neuerer geriet und sich gegen beide behaupten mußte. Wie wir gesehen haben, hat ANDREAE seine frühen Reformvorhaben nie aufgegeben, sondern lediglich umgestaltet. Schon das Rosenkreuzerprogramm hatte aber nicht er allein ersonnen. Ihm war klar, daß auch die Wissenschaft trotz aller Isolierung, in der sie vielfach getrieben wird, eine Gemeinschaftsform braucht, etwa zu gegenseitigem Austausch und Information. Überdies lassen sich Reformen im kompetenten Team eher verwirklichen. Aber das Bedürfnis nach Gemeinschaft ging bei ANDREAE wohl noch tiefer. Es ist die Sehnsucht nach der wahren Kirche, nach der wahren Verbundenheit der Menschen untereinander, die es in der Staatskirche so nicht gab. Der Mann, der zeitlebens wegen seiner Kritik auf so viel Widerspruch gestoßen ist, hatte zugleich ein elementares Bedürfnis nach Gemeinschaft und Freundschaft mit Gleichgesinnten. Das zeigt sich ganz offensichtlich schon während seines Studiums. Später pflegte er die Beziehungen mit den einstigen Studiengenossen und den auf Reisen gewonnenen Freunden, mochten diese auch weit entfernt wohnen.

Er hatte Freunde unter den Intellektuellen und Reformgesinnten in den großen Städten wie Straß-

burg, Nürnberg und Ulm, ebenso im Adel. In den letzten Lebensjahrzehnten entwickelte sich die große Freundschaft zu Herzog AUGUST VON BRAUNSCHWEIG-WOLFENBÜTTEL. Leider kennen wir bis heute den Umkreis von ANDREAES Korrespondenten noch nicht genau. Er hat über Deutschland hinausgereicht, und in ihm gab es keine Schranken des Standes. Die Freundschaften und Kontakte waren aber nicht bloß privater Natur. Was verband, waren vielfach die gleichen Interessen an Literatur und Kunst, an kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen, an der Reform.

Eigentlich lag ANDREAEE nach wie vor an der Herstellung der wahren Bruderschaft und der echten Gemeinschaft. Die Rosenkreuzeridee hatte sich dazu schnell als untauglich erwiesen. Sie war zu umstritten. So ließ ANDREAEE 1617/18 eine ganz allgemeine Einladung zum Eintritt in die Bruderschaft Christi ausgehen. Das gemeinschaftliche Element am Christentum wurde neu betont, eben darin sollte sich die Erneuerung des Christentums vollziehen. In den 20er Jahren versuchte ANDREAEE mehrfach eine elitäre Gesellschaft erlesener Geister zusammenzubringen, wieder zu dem Zweck, die Reform in Wissenschaft, Kirche und Gesellschaft zu verwirklichen. Ursprünglich sollte diese Gesellschaft begrenzt sein auf Deutschland und die lutherische Kirche. Ganz neu war der Gesellschafts- und Sozietätsgedanke damals nicht. Reformersisch gesinnte gelehrte und literarische Gesellschaften hat es auch sonst gegeben.

Mehr als lose briefliche Verbindungen brachte ANDREAEE trotz aller Einsicht in den Zusammenhang von Gemeinschaftsform und religiöser und wissenschaftlicher Praxis nicht zustande. Aber die Idee griff auch diesmal weiter. Jahrzehnte später wurde von Leuten, die ANDREAES Projekte kannten, in England die königliche Gesellschaft, die Royal Society, ins Leben gerufen, gedacht als Zentrum einer umfassenden Reform. Auch in England hat sich das ursprünglich größere Vorhaben nur zum Teil verwirklichen lassen; immerhin ist die Royal Society zu einer hochbedeutenden Wissenschaftsorganisation und zum Zentrum der englischen Naturwissenschaften geworden. Als LEIBNIZ am Ende des 17. Jahrhunderts damit umging, in Berlin die Akademie der Wissenschaften zu gründen, waren ihm die Gesellschaftsprojekte ANDREAES nicht unbekannt.

Wem an Gemeinschaften und Vereinigung liegt, der ist natürlich auch an der Überwindung der Konfessionsgrenzen interessiert. Auch hier hatte ANDREAEE entsprechende Kontakte, z. B. hinüber nach England zu JOHN DURY. Auch innerhalb der Großkirche bemühte sich ANDREAEE um das Zustandekommen



JOHANN VALENTIN ANDREAEE. Kupferstich von WOLFGANG KILIAN, 1639

kleiner Gesellschaften. Sie sind eine, freilich nicht die wichtigste, Vorform der späteren pietistischen Collegia pietatis in Frankfurt, die uns als Gemeinschaftsstunden bekannt sind, eine Gemeinschaftsform, die viel zur Erneuerung des kirchlichen Lebens beigetragen hat. Die Intensität des Reformwollens von ANDREAEE zeigt sich nicht zuletzt auch in der gemeinschaftsbildenden Kraft und Kreativität. Allerdings sind ähnlich wie bei der Schriftstellerei auch hier seine Grenzen unübersehbar. Er wandte sich zunächst nur an die Führungsschicht und die kleine Gruppe der Gebildeten. Sein Traum von Gemeinschaft aber reichte viel weiter bis zur fraternitas oder Bruderschaft aller Menschen. Ihn verbreiteten die Rosenkreuzer und später die Freimaurer durch Europa. Ihn griff die amerikanische und französische Revolution auf. Er wurde zum Postulat der Vereinten Nationen.

Der Stadtpfarrer von Vaihingen ist in wenigen Jahren ein Schriftsteller und Reformtheoretiker von europäischer Bedeutung geworden. In der Heimat war ANDREAEE nach wie vor nicht unumstritten, nach wie

vor verdächtig. Eine relativ zahme Schrift zur Kirchenreform mit Vorschlägen zur Verbesserung der kirchlichen Sittlichkeit und des Katechismusunterrichts durfte er zunächst nicht drucken lassen. Sie enthielt zuviel Kritik. Die Chance, im großen Stil seine Pläne zu verwirklichen und auf die Herausforderung der Neuzeit mit einer umfassenden Reform zu reagieren, bekam er mindestens nicht direkt und eigentlich nie. Schuld daran war natürlich auch der Krieg, in dem an Neuerungen immer weniger zu denken war.

Immerhin hat man ANDREAE auch nicht ganz verkommen lassen. 1620 wird er 34jährig Spezial in Calw. Diese Stadt war für den Pfarrer und Reformier eine konkrete Herausforderung, und er nahm sie an. Wieder kritisierte er das staatskirchliche System und seine Repräsentanten und forderte die Sicherstellung des christlichen Lebens auch durch äußere, die Kirchenzucht betreffende Maßnahmen. Überdies befand sich Calw schon damals in einem Vorstadium der Industrialisierung mit seinem großen Textilgewerbe, das in der Hand weniger Verleger und Färber war, von denen eine Masse von Webern abhängig war. In Calw gab es darum großen Reichtum und daneben handfeste soziale Probleme. ANDREAE hat die Färber mindestens ein Stück weit dazu gebracht, sich sozial zu engagieren und Opfer zu bringen. Und er hat dafür gesorgt, daß das Engagement auch eine angemessene Gestalt bekam in der Färberstiftung, die verarmte Familien unterstützen, Stipendien auswerfen und u. a. auch eine Bildungsarbeit mit einer Leihbibliothek betreiben sollte. Gewiß, die Stiftung kam zunächst nicht jedermann zugut, und die Inflation der Kipper- und Wipperzeit minderte ihren Erfolg, aber sie war mit der Kombination von christlicher Solidarität und Bildung ein verheißungsvoller Versuch. Hier hat ANDREAE etwas von seinem ursprünglichen Willen in die Wirklichkeit umzusetzen versucht.

Gelegentlich gab es auch mitten im Krieg Lichtblicke, etwa als GUSTAV ADOLF VON SCHWEDEN in Deutschland erschien. ANDREAE erwartete von ihm nicht so sehr die politische oder militärische Befreiung, sondern die Befreiung der Kirche von dem Grundübel des Staatskirchentums, in dem sich immer nur so viel Christentum verwirklichen ließ, wie politisch opportun war. ANDREAE hoffte allen Ernstes, daß GUSTAV ADOLF das wahre Christentum im Sinne JOHANN ARNDTS verwirklichen würde. Er vertrat damals die pointierte These: Auch bei uns gibt es einen schlimmen Papismus, nur daß der weltliche Herrscher die Rolle des Papstes spielt.

Die Schlacht von Lützen 1632 mit dem Tod GUSTAV ADOLFS machte diesen Befreiungserwartungen ein

Ende. Die folgenden Jahre waren zumeist durch Krieg, Brand, Hunger und Pest bestimmt. Es ging auch in Calw nach der Nördlinger Schlacht 1634 einfach ums Überleben, ums Bestatten der Toten, um die Ernährung und Unterkunft der noch Lebenden, um das Zurechtkommen mit der Soldateska. Damals hat sich ANDREAE als Pfarrer seiner Calwer Gemeinde bewährt. Er stand ihr nicht nur geistlich bei. Er organisierte durch Jahre hindurch eine Armenspeisung, die Hunderttausende von Mahlzeiten ausgeteilt hat. Er ließ dabei seine auswärtigen Beziehungen spielen und machte Propaganda, um die benötigten Gelder zusammenzubringen. Von dieser Leistung ist wenig geblieben, aber damals hat sie Menschen das Leben gerettet.

Ob ANDREAE unter normalen Umständen in die Leitung der württembergischen Kirche aufgestiegen wäre, ist sehr fraglich. 1638 mußte man auf ihn zurückgreifen, weder in der Kirchenleitung noch an der Universität Tübingen waren mehr Leute vorhanden. Jetzt hat man ANDREAE auch anerkannt. 1642 wurde er unter Attestierung seiner Rechtgläubigkeit in Tübingen zum Doktor der Theologie promoviert. Aber es war schon eine groteske Situation: der Kritiker des Staatskirchentums war nunmehr selbst Hofprediger und Konsistorialrat.

Reformen waren damals allenfalls innerhalb des Systems möglich. Damit war ausgemacht, daß sich ANDREAE in seiner neuen Funktion nicht leicht tun würde. Natürlich hatte er Gegner und schaffte sich welche und rieb sich an den Verhältnissen, weil er die Prioritäten anders setzte als das System. Einiges brachte er immerhin zuwege. Auf den ersten Blick scheint es nicht viel gewesen zu sein: Restauration, Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung. Er gab eine Sammlung einschlägiger Kirchengesetze heraus, um die Kirche wieder in den richtigen Tritt zu bringen. Später bekam diese Privatsammlung als Gesetzbuch offiziellen Charakter.

Dann gelang ihm die Einrichtung einer kirchlichen Sittenzucht in den Gemeinden, an sich ein faszinierendes Projekt, das schon sein Großvater verfolgt hatte. Die Vorstellung war die: Die Kirche muß um ihrer Glaubwürdigkeit willen auf ein dem Evangelium entsprechendes Leben ihrer Glieder dringen, also etwa gegen Gottesdienstversäumnisse, Fluchen, Saufen, Zauberei, Sexualdelikte usw. vorgehen. So sehr das einleuchtet, der Plan war nicht ungefährlich. Gerade in der Staatskirche konnte daraus ein frommer Polizeistaat werden, in dem es keine christliche Freiheit mehr gab. Tatsächlich sind diese Gefahren in den kommenden 160 Jahren, in denen es diese Sittenzucht gab, auch nicht immer vermieden worden. Aber zugleich ist in dieser Ein-

richtung doch auch viel praktische Seelsorge und konkrete Hilfe geleistet worden. Besonders in der aus den Fugen geratenen Kriegs- und Nachkriegszeit war sie ausgesprochen hilfreich. Mit Hilfe der Sittenzucht gelang im nächsten Menschenalter die Konsolidierung überraschend schnell, und die württembergische Kirche konnte wieder als einigermassen intakt gelten.

Daneben galt ANDREAEs energische Fürsorge der Sicherung des kirchlichen Nachwuchses, der Bereitstellung der notwendigsten Mittel für das Tübinger Stift und der Verbesserung des dortigen Unterrichts, einer ganz wichtigen Maßnahme innerhalb des Wiederaufbaus. Oft mußten diese Mittel ertrotzt werden vom Hof und vom Landtag, denn das Land war unvorstellbar arm. Was ANDREAE erreichen konnte, war die notdürftige Sicherung des Bestehenden, nicht die Verwirklichung des Reformprogramms oder die Erneuerung der Kirche. Geringgeschätzt wird das nur, wer nicht weiß, wie hart es sein kann, auch nur das Notwendigste zu erreichen. 1650 durfte sich ANDREAE als evangelischer Abt nach Bebenhausen zurückziehen. Er war inzwischen ein müder, kranker und schwieriger Mann geworden. In Bebenhausen haben es ihm seine Mitarbeiter an der Klosterschule noch einmal nicht leicht gemacht und ihn nochmals wegen seiner Rechtgläubigkeit verdächtigt. Eigenes hat er in den letzten Jahren kaum mehr geschrieben, sondern sich nur noch als Herausgeber betätigt. Was er wollte, war ja längst und mehrfach fixiert. 1654 ist er gestorben.

Auch auf ANDREAE paßt in gewissem Sinn die großartige Gleichniserzählung ERNEST HEMINGWAYS von dem Mann, der den großen Fisch gefangen hat und am Ende nach unsäglichen Mühen nur das Gerippe ans Land bringt. ANDREAEs Wirken hat etwas an sich

von der Tragik eines Reformers in Deutschland, dessen große Pläne sich gegen Zeitlauf und Verhältnisse nicht haben durchsetzen lassen. Aber einiges von seiner Saat ist doch aufgegangen, da und dort, in der Nähe und in der Ferne. Er wirkte fort im Underground, bei den Radikalen und bei den Frommen. Er wurde alsbald geschätzt als der große Diagnostiker der Schäden von Kirche und Gesellschaft. Möglicherweise wird man gut daran tun, sich ANDREAEs, des sensiblen Mannes am Anfang der Moderne, heute am Ende dieser Epoche nochmals neu zu erinnern, jetzt wo es darum geht, in neuer verantwortlicher Weise mit den Möglichkeiten der Moderne zurechtzukommen, weil davon unser Überleben abhängt. Ohne verantwortliche Bindung werden wir nicht in der Freiheit bestehen können, weder in der Wissenschaft noch in der Gesellschaft, noch in der Politik. Das hat ANDREAE immerhin gewußt.

JOHANN VALENTIN ANDREAE: ein fast verkrachter Student auf höchst gefährlichen Wegen, der das Wagnis des Neuen dann doch besteht, ein Gesellschaftskritiker, Reformers, Bildungstheoretiker und Pädagoge von Rang mit einer großen Vision und Perspektive, ein in Sprachen, Naturwissenschaft und Technik gebildeter Mensch von seltener Universalität mit der Leidenschaft für Brüderlichkeit, Solidarität und Gemeinschaft, der dann an dem Platz, an den ihn das Leben gestellt, das Seine zu tun versucht hat, er könnte in vielfältiger Weise ein Leitbild sein auch für Schüler und Lehrende heute. Der Name dieser neuen Schule erinnert nicht bloß an eine Lokalgröße, sondern an eine Gestalt, die gerade bei der großen Aufgabe der Bildung von Menschen aufs höchste verpflichtet.

Als die Schwäbische Eisenbahn aufs Wasser ging

Max Preger

Mit der Einführung der Gewerbefreiheit entwickelten sich im vorigen Jahrhundert Gewerbe und die daraus entstehenden Industrien rasch zu großer Bedeutung. Die Bedürfnisse der rasch zunehmenden Bevölkerung regten auch die Landwirtschaft zu intensiverer Produktion für die Versorgung überregionaler Bereiche an. Handel und Verkehr wuchsen in gleichem Tempo mit. Die Erfindung und Entwicklung der Eisenbahn kam dem steigenden Bedürfnis nach guten Reisemöglichkeiten und schnellem Transport großer Gütermengen entgegen und löste

nach 1850 eine Hochkonjunktur, ja einen «boom» im Bau von Eisenbahnstrecken in Europa aus, unvergleichlich größer als z. B. in unserer Zeit die Konjunktur im Schnellstraßen- und Autobahnbau je war.

Bis um das Jahr 1860 waren in den deutschen Staaten und im angrenzenden Ausland Eisenbahnlinien innerhalb der Staatsgrenzen von den Haupt- und Handelsstädten ausgehend gebaut worden, und man suchte nun die Verbindung mit den Bahnlinien des Auslandes. Im Herzen Mitteleuropas, am Bo-

densee, hatten die Württembergische Staatsbahn 1847/1850 in Friedrichshafen, die Bayerische Staatsbahn 1853 in Lindau und die Badische Staatsbahn 1863 in Konstanz den Bodensee erreicht. In der Schweiz waren die private Nordostbahn-Gesellschaft 1855/56 in Romanshorn und die privaten Vereinigten Schweizerbahnen 1858 in Rorschach bis an den See vorgestoßen. Die Verbindung zwischen diesen Bahnendpunkten über den See und zu den übrigen Orten am See besorgten die den Bahnen gehörenden Dampfschiffe, die von den Dampfschiffen geschleppten «Güterschleppkähne» und privaten Eignern gehörende Segelschiffe.

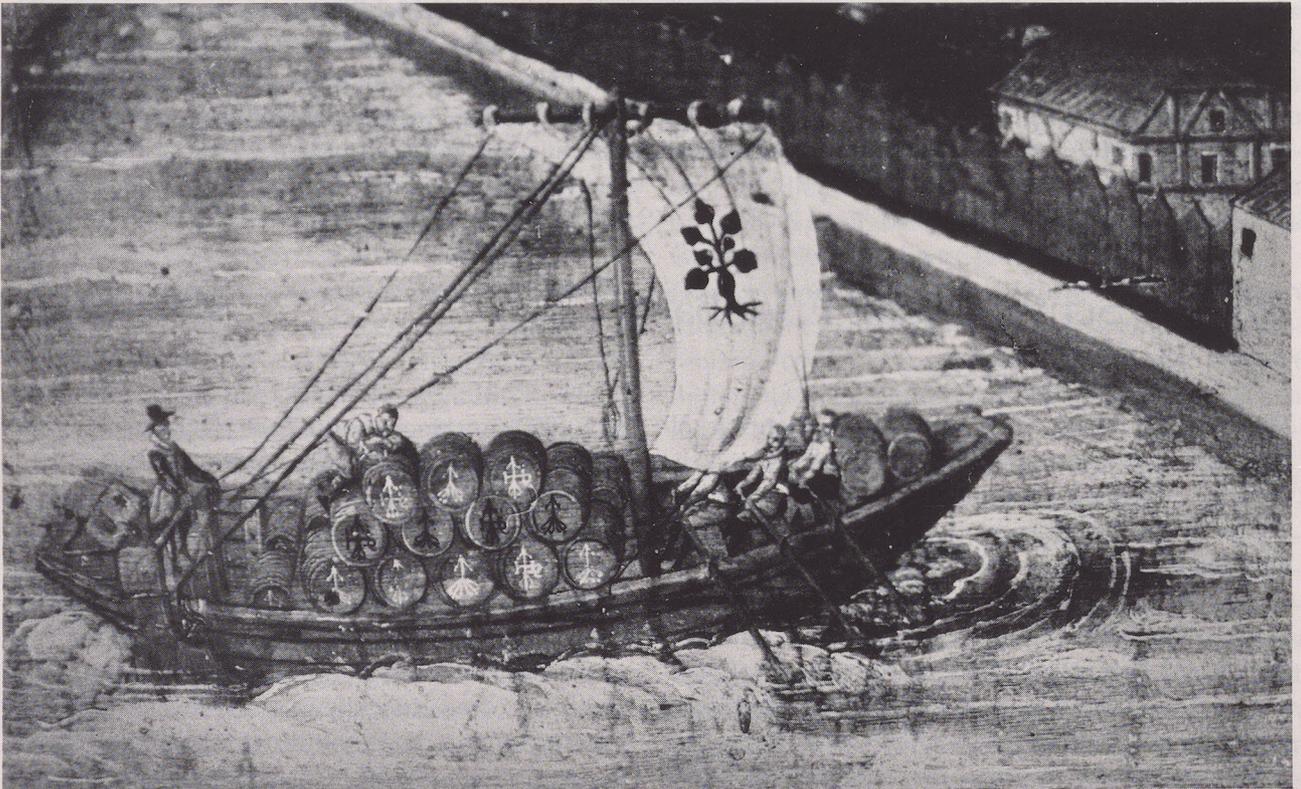
Diese Verbindungen waren nicht absolut neu, sie standen in der Tradition älterer Verkehrsverbindungen. Schon im Mittelalter vermittelten Segelschiffe einen lebhaften Güteraustausch zwischen den Ufern des Sees und den Transit der Güter, die aus Italien und von der Levante (Kleinasien) über Venedig und Genua über die Ostalpenpässe nach Schwaben kamen (Baumwolle, Seide, Oliven, Gewürze, Gerb- und Farbstoffe) sowie den Export von Leinwand, Barchent u. a. von Schwaben nach Italien. Im Laufe der Zeit wurden die unter den Bezeichnungen «Lädin» und «Segner» bekannten Schiffe die auf dem Bodensee üblichen Frachtsegelschiffe. Die Segner hatten eine Tragfähigkeit bis zu 60 Tonnen, die Lädinen zwischen 60 und 100 Ton-

nen. Es waren Segelschiffe mit flachgebautem Bootskörper aus Eichenholz, ohne Deck, mit einem Mast und trapezförmigem Rahsegel.

Mit der Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee (1824 wurde das württembergische Dampfboot «Wilhelm» in Dienst gestellt) erhöhte sich die Leistungsfähigkeit und Zuverlässigkeit der Schifffahrt. Im Jahre 1865 dienten schon 20 Dampfschiffe und fast ebenso viele von den Dampfschiffen geschleppte «Güterschleppkähne» dem Verkehr auf dem See. Die Güterschleppkähne, speziell für diesen Dienst gebaut, waren mit Fockmast, Gaffelsegel und Klüver versehen, um bei günstigem Wind auch Fahrten selbständig ausführen zu können.

Württemberg und Baden lieferten über den See in die Schweiz Hafer, Gerste, Korn (Dinkel), Kernen (Grünkern aus Dinkel), Hülsenfrüchte, Malz, gerollte Gerste, Mehl, Kartoffeln, Vieh, Brennholz, Torf u. a.; und Bayern lieferte Getreide, Salz und Vieh in die Schweiz. Aus der Schweiz kamen Bausteine (Rorschacher Sandstein), Obst, Bauholz, Baumwollwaren und Wein aus Italien herüber. Mit der zunehmenden Industrialisierung in der Schweiz erlangten die Transporte von Steinkohlen, Petroleum, Eisen und Eisenbahnschienen in die Schweiz und die Lieferungen von Textilien und Maschinen aus der Schweiz in die noch wenig industriell entwickelten Teile der süddeutschen Staaten Bedeu-

Frachtsegelschiff des Bodensees, um 1574. Empfindliche Waren wurden in Fässern versandt.



tung. Außerdem gingen Transitgüter von und nach den deutschen Staaten, Italien und den Mittelmeerlandern über den See. Der Personenverkehr zwischen den am See gelegenen Orten und der Durchgangspersonenverkehr hatten dagegen damals nur geringe Bedeutung.

Durch österreichische Bahnbauten war inzwischen der Handelsweg Ungarn–Wien–Salzburg eröffnet worden, welcher seine Fortsetzung durch die bayerische Bahn über München–Lindau–Bodensee in die Schweiz und von dort nach Frankreich fand; eine Ost-West-Verkehrslinie von internationalem Rang war entstanden. Österreich hatte auch die erste die Alpen in Nord-Süd-Richtung überschreitende Bahn, die Bahn über den Brennerpaß (Innsbruck–Bozen–Italien) 1867 in Betrieb genommen, und zwischen Frankreich und Italien war eine Bahnlinie von Grenoble nach Turin mit Tunnel durch den Mont Cenis seit 1857 im Bau.

In der Schweiz mußte man sich – um im Nord-Süd-Verkehr nicht ins Abseits zu geraten – ebenfalls zum Bau einer die Alpen durchquerenden Nord-Süd-Verbindung entschließen. Die maßgebenden Leute der zentralschweizerischen Kantone neigten zum Bau der Eisenbahnlinie durch den St. Gotthard zur Verwirklichung einer internationalen Verbindung von Basel nach Mailand.

Die ostschweizerischen Kantone waren dagegen an einer – die bereits bestehende Bahnlinie Rorschach (Bodensee)–Chur benutzenden – Linie von Chur durch das oberste Rheintal über den Splügen und Chiavenna nach Mailand interessiert. Württemberg konnte von einer Bahnlinie über den Splügen Vorteile für sich erhoffen, weil die württembergische Nord-Süd-Hauptbahn Heilbronn–Stuttgart–Ulm–Friedrichshafen dadurch die Chance hätte, zu einer international wichtigen Zubringerlinie aufgewertet zu werden.

Jedenfalls war auf Grund aller dieser Verhältnisse und Aussichten eine weitere wesentliche Zunahme des Güterverkehrs via Bodensee zu erwarten.

Der Transport der Güter von den Bahndpunkten über den See erwies sich mehr und mehr als Engpaß und war ein Hindernis für eine optimale Nutzung dieses Verkehrsweges. Das Umladen der Güter auf Schiffe und das nach der Überfahrt erforderliche Ausladen aus den Schiffen und Wiedereinladen in Eisenbahnwagen mit allen Umständlichkeiten, Gefahren für Gut und Personal sowie das oft notwendige Zwischenlagern am Hafen behinderten und verteuerten den sonst so flüssigen Transport, so daß nach Abhilfe gesucht werden mußte.

Das egoistische Bestreben der verschiedenen Bahnen, möglichst viel Ware möglichst viele Kilometer



Eine «Lädin», Frachtsegelschiff um 1870. (Aus DEPPERT: Mit Dampfmaschine . . . – Vgl. die Literaturhinweise.)

auf ihrem eigenen Staatsgebiet zu transportieren, möglichst viel Verkehr auf die eigene Bahnlinie zu konzentrieren und Transit durch andere Gebiete zu vermeiden, verhinderte zunächst den Bau einer Verbindungsbahn um den See. Die Bahnverwaltungen wollten mit dem Partner am anderen Ufer unmittelbar und direkt verbunden sein; das war naturgemäß nur über den See möglich.

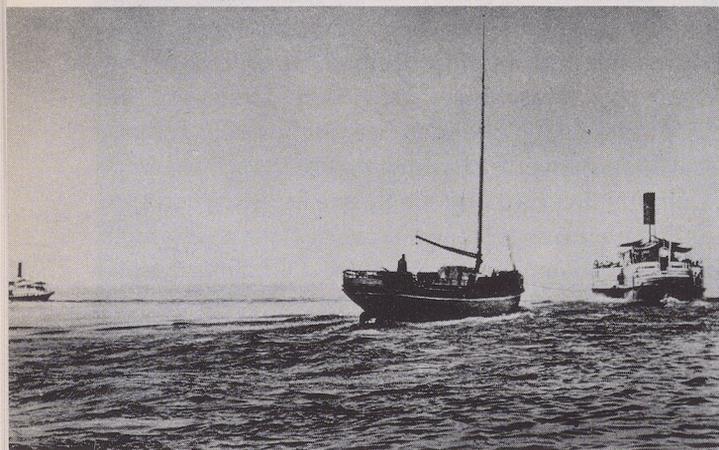
Die Initiative zur Lösung des Problems ergriff die schweizerische Nordostbahn-Gesellschaft, indem sie der württembergischen und der bayerischen Staatsbahn die Einrichtung eines *Eisenbahnwagentrajektverkehrs* vorschlug, d. h. den Transport der Eisenbahnwagen über den See auf Spezialschiffen – eine Lösung, welche in England bereits schon einige Jahre praktiziert wurde. Englische Ingenieure waren im Eisenbahnwesen führend und hatten sich auch dieses Problems angenommen: Die erste Eisenbahnwagen-Trajektdampffähre überquerte im Jahr 1850 im Zuge der schottischen Bahnlinie Edinburgh–Perth bzw. Dundee die weit ins Land hineinreichende Meeresbucht Firth of Forth.

Der englische Marineingenieur JOHN SCOTT RUSSELL



empfahl sich als Spezialist des Trajektschiffbaus; er war vordem schon mit ISAMBARD KINGDOM BRUNEL durch den Bau des ersten Riesendampfers «Great Eastern» bekannt geworden. Zweifellos erforderte der Bau von Trajektschiffen besondere Kenntnisse und Erfahrungen – etwa hinsichtlich Schiffsstabilität, des Ausgleichs ungleich verteilter Belastungen, der Bauform, der Konstruktion, der Vorrichtungen zum Einschiffen der Wagen. Die durch Lieferungen von Dampfschiffen am Bodensee gut eingeführte Firma Escher Wyss & Cie in Zürich erklärte sich bereit, ein solches Trajektdampfschiff einschließlich der Einschiffungsanlagen in Ausführung nach den Plänen und Kostenanschlägen von JOHN SCOTT RUSSELL zu liefern.

Güterschleppkahn von Dampfer geschleppt, um 1895



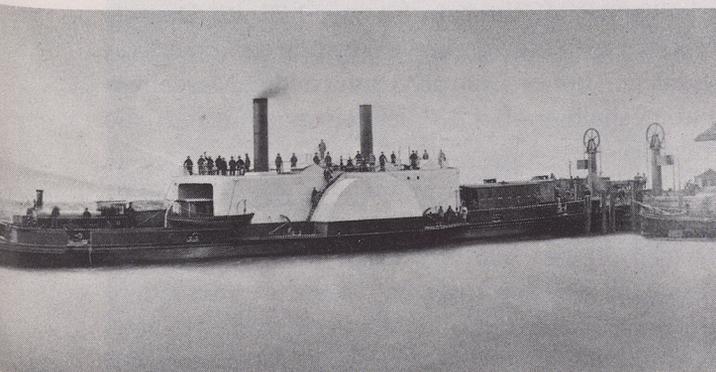
Die Württembergische Staatsbahn und die schweizerische Nordostbahn vereinbarten im Herbst 1867, eine «Trajektanstalt» für den Eisenbahnwagentransport zwischen Friedrichshafen und Romanshorn gemeinsam zu errichten, zu betreiben und gemeinsam zu finanzieren. Die beiden Bahnverwaltungen erteilten der Firma Escher Wyss & Cie in Zürich im Vertrag vom 29. November 1867 den Auftrag auf Lieferung der kompletten Anlage: 1 Dampffähre (Trajektdampfschiff) zum Transport von 14 bis 16 beladenen Eisenbahnwagen auf zwei an Deck befindlichen Schienen von je 230 Fuß Länge, eingerichtet für Einschiffung der Wagen über beide Schiffsenden. Maximale Tragfähigkeit 225 Tonnen. Der Schiffskörper vollständig aus Eisen in solcher Stärke konstruiert, daß auch Lokomotiven mit Tender im Gewicht bis 40 Tonnen befördert werden können. Die Entfernung von Friedrichshafen nach Romanshorn von 12 km ist bei voller Belastung und ruhigem See in einer Zeitstunde zurückzulegen. Dazu waren die Verschiffungseinrichtungen in den Häfen von Friedrichshafen und Romanshorn zu liefern. Die Firma Escher Wyss & Cie mußte sich verpflichten, alle Teile nach den RUSSELLSchen Plänen auszuführen. Es entstand so ein Trajektdampfschiff von 70 m Länge, 18 m größter Breite, von über 600 Tonnen Wasserverdrängung mit einer Tragfähigkeit von 300 Tonnen, angetrieben durch zwei seitliche Schaufelräder von 7 m Durchmesser. Es war ein Schiff mit einer für den Bodensee enormen Größe. (Es ist bis heute das größte Bodenseeschiff geblieben.)

Der Hafen von Friedrichshafen war klein und die Lage der Trajektlandestelle bahnbedingt so ungünstig, daß für das Manövrieren des großen Trajekt-dampfschiffs die üblichen Steuerruder nicht ausreichen konnten. Das Schiff erhielt deshalb als Antrieb zwei voneinander unabhängige Dampfmaschinen, die je auf ein Schaufelrad arbeiteten. Es war so möglich, die Schaufelräder mit verschiedener Geschwindigkeit und auch entgegengesetzt umlaufen zu lassen. Das Schiff war dadurch auch bei kleinster Geschwindigkeit gut zu manövrieren und konnte fast auf der Stelle wenden. Die Leistung der beiden Dampfmaschinen betrug 2x200 PS, ausreichend für eine Schiffsgeschwindigkeit von normal 12 km in der Stunde, maximal 15 km in der Stunde.

Die Befürchtung der Bayerischen Staatsbahnverwaltung, daß ein großer Teil der bisher von der bayerischen Bahn nach Lindau und in bisher üblicher Weise nach Umladen auf Schiffe über den See verfrachteten Güter auf die Trajektlinie Friedrichshafen–Romanshorn abwandern könnte, war nicht unbegründet. Die bayerische Regierung entschloß sich deshalb, ebenfalls zur Trajektierung von Eisenbahnwagen überzugehen. Am 24. April 1868 wird berichtet: *Für Neuanschaffungen der Bodensee-Dampfschiffahrt wurden von der Abgeordnetenkommission 260000 Gulden genehmigt. Diesen Sommer sollen 2 Dampf- und 3 Schleppboote gebaut werden. Ein Dampfboot haben die Herren Gebrüder Sulzer in Winterthur, die anderen die Herren Escher Wyss in Zürich übernommen. Die eiserne Schale des Dampfbootes läßt das letztere Haus in seiner Filialwerkstätte in Ravensburg bauen. Die drei Schleppboote sind für den Transport von Eisenbahnwagen zwischen Lindau und Romanshorn bestimmt und sollen von den Dampfern auf deren Kursfahrten geschleppt werden.*

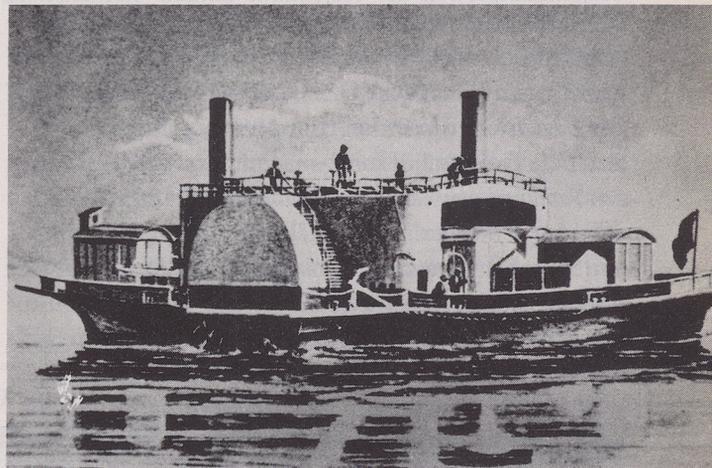
Die vereinbarte kurze Lieferzeit von nur sechs Monaten, die Vollbeschäftigung des Werks in Zürich mit Schiffbauten und die in diesen Jahren (nach dem Krieg von 1866) geringe Beschäftigung des Werks in

Trajektdampfschiff der Trajektlinie Friedrichshafen–Romanshorn, beladen mit einem Güterzug einschließlich Lokomotive (nach DEPPER)T)



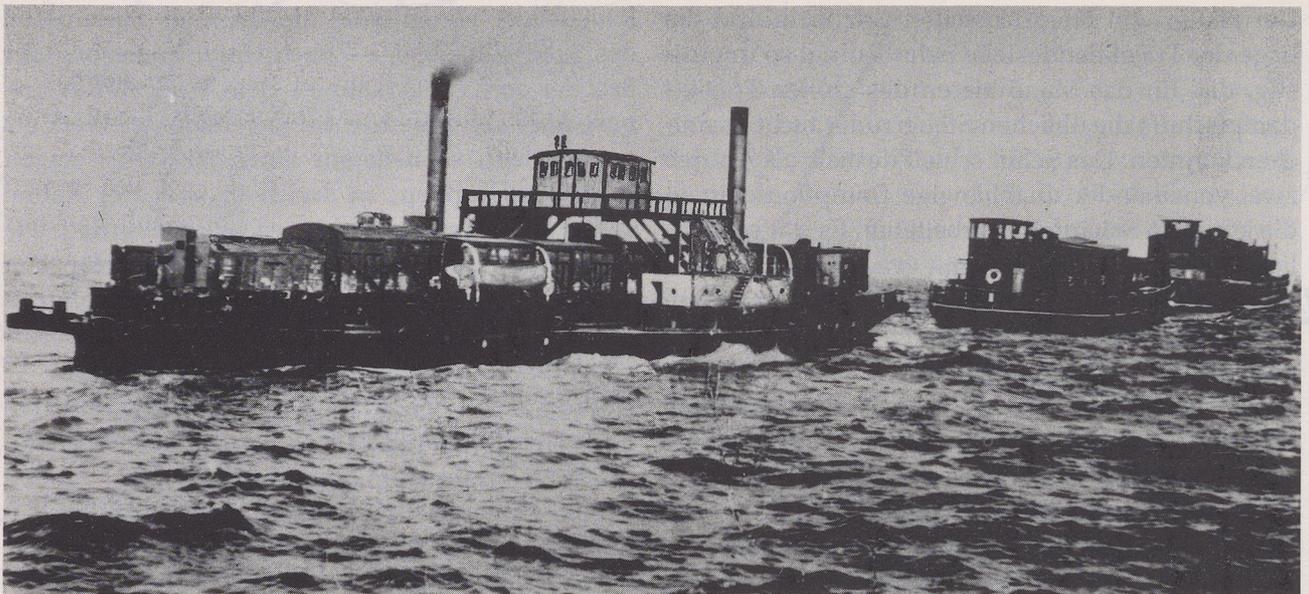
Ravensburg waren wohl die Gründe, daß ein Teil des Schiffbauauftrags – nach Umdisponierung der Bau der drei Trajekt-kähne – dem Werk in Ravensburg übertragen wurde. Im Ravensburger Werk errichtete man schnellstens einen 50 Meter langen Schiffbauschuppen, in welchem die drei Kähne nach Plänen des Stammhauses gebaut wurden. Die ganz aus Eisen gebauten Trajekt-kähne für den Transport von je 8 bis 9 Eisenbahnwagen waren 40 Meter lang und für die Einschiffung übers Heck eingerichtet; die Tragfähigkeit betrug 250 Tonnen.

Der Stapellauf des Trajekt-dampfschiffs in Romanshorn und der Stapellauf des auf der Friedrichshafener Werft montierten Dampfers «Ludwig» fanden am 14. November 1868 statt. Daraufhin folgte der Einbau der Dampfkessel, der Maschinen und die weitere Ausrüstung.



Trajektdampfschiff der Trajektlinie Friedrichshafen–Romanshorn, 1869–1883

Die im Ravensburger Escher-Wyss-Werk gebauten drei Trajekt-kähne montierte man auf der Lindauer Werft. Über den Stapellauf des ersten Trajekt-kahns berichtete der «Grenz-Bote»: *Am 20. Januar 1869 wurde unter großem Andrang von Neugierigen der erste auf hiesiger Werft montierte, von den Herren Escher Wyss und Comp. erbaute Trajekt-kahn vom Stapel gelassen. Nachdem unser Werftmeister Derix die das Schiff noch hemmenden Keile losgeschlagen, gab derselbe ein Zeichen zum Aufmachen der Winden, worauf dasselbe die Rutschbahn flott passierte und bald hernach sich stolz auf der See schaukelte. Als ein sehr stabiles und gelungenes Fahrzeug wurde es allgemein anerkannt und bewundert und verdienen die Herren Weber und Bader (vom Ravensburger Escher-Wyss-Werk), was die Schale und Eisenbau betrifft, besonderes Lob. Die k. Dampfschiffahrts-Verwaltung lud alle an der Montage des Trajekt-kahns Beteiligten zu einem Trunk in die Lindauer Brauerei Schlechter ein, wo das gelungene Werk in heiterer Stimmung gefeiert wurde.* Das inzwischen fertiggestellte Trajektdampfschiff



Trajektdampfschiff der Trajektlinie Lindau-Romanshorn mit zwei Trajekt-kähnen im Schlepp (nach W. DEPPERT)

machte bei den Probefahrten wegen seiner Größe gewaltigen Eindruck. Der Oberschwäbische Anzeiger berichtete am 9. Februar 1869 aus Friedrichshafen: *Das Trajektschiff kam ganz unerwartet heute Mittag von Romanshorn herüber und näherte sich dem Hafen bis auf wenige hundert Schritt. Dasselbe bietet einen imposanten Anblick, man glaubt eine stattliche Burg, eine Bastille daherschwimmen zu sehen.*

Die große Bedeutung, welche man an höchsten Stellen der Einführung der Trajektschiffahrt beimaß, wird ersichtlich aus den Festlichkeiten, mit welchen man die Inbetriebnahme des Trajektdampfschiffs feierte: Die Trajektgemeinschaft veranstaltete am 18. Februar 1869 anlässlich der Übergabe des Trajektdampfschiffs in Romanshorn einen festlichen Empfang, eine festliche Fahrt an Bord des Schiffes nach Friedrichshafen und dort ein Festessen im Hotel «Deutsches Haus und Post», an welchem über fünfzig hohe Gäste teilnahmen, Mitglieder der Landesregierungen, Abgeordnete der Bezirke Tettngau, Ravensburg und Saulgau, hohe Beamte und Bürgermeister der Bodenseestädte. Auch das Schiffs- und Landstellenpersonal erhielt ein Festessen. Die Trajektgemeinschaft überwies 1500 Franken an die Firma Escher Wyss in Zürich zur Auszahlung an das aus 400 Angestellten und Arbeitern bestehende Personal Ihres Etablissements, welches bei dem Bau der Dampf-fähre beschäftigt war. Der württembergische König KARL hatte schon Anfang September das damals noch im Bau befindliche Schiff besichtigt.

Das Trajektdampfschiff nahm am 22. Februar 1869 den regelmäßigen Dienst zwischen Friedrichshafen und Romanshorn auf. Nur wenige Tage später begann der Trajekt-dienst zwischen Lindau und Romanshorn mit den von Dampf-ern geschleppten Tra-

jektkähnen. Wie sehr die beiden Trajektbetriebe einem Bedürfnis entsprachen, ergibt sich aus den Transportleistungen des ersten vollen Betriebsjahres: Im Jahr 1870 transportierte das Trajektdampfschiff 7845 Eisenbahnwagen, und die drei Trajekt-kähne beförderten 15887 Eisenbahnwagen über den See.

Diese Trajektschiffe waren die ersten «seegehenden» Eisenbahntrajektschiffe des Kontinents. Vorher waren lediglich zwei Eisenbahnfähren über den Rhein bei Mannheim und bei Ruhrort in Betrieb – bis dort Eisenbahnbrücken erstellt waren.

Die beiden Trajektbetriebe entsprachen hinsichtlich Transportleistung und Betriebstüchtigkeit den Erwartungen. Leider erwies sich der (nicht garantierte) Kohlenverbrauch des Trajektdampfschiffs als unerwartet hoch und übertraf den Kohlenverbrauch des Schlepp-Trajektbetriebes bei weitem. Das Trajektdampfschiff erhielt bald den Namen «Kohlenfresser». Die englischen Konstrukteure (in England, dem Land der billigen Kohle) hatten wahrscheinlich dem Kohlenverbrauch nicht die Bedeutung beigemessen, die er unter süddeutschen Verhältnissen haben mußte. Sie hatten die Maschinenanlage mit primitiven Kofferkesseln für nur 1,75 atü Dampfdruck ausgestattet; geringer Wirkungsgrad der Kesselanlage, hoher Dampfverbrauch der Maschinen und deshalb großer Kohlenverbrauch waren die Folge.

Inzwischen hatten sich die am Bau einer schweizerischen Bahn nach Italien interessierten Kreise und die schweizerischen Behörden für den Bau der Eisenbahnlinie durch den St. Gotthard entschieden. Mit dem Bau dieser Eisenbahnlinie und des Gotthardtunnels wurde 1872 begonnen. Der Wunsch der

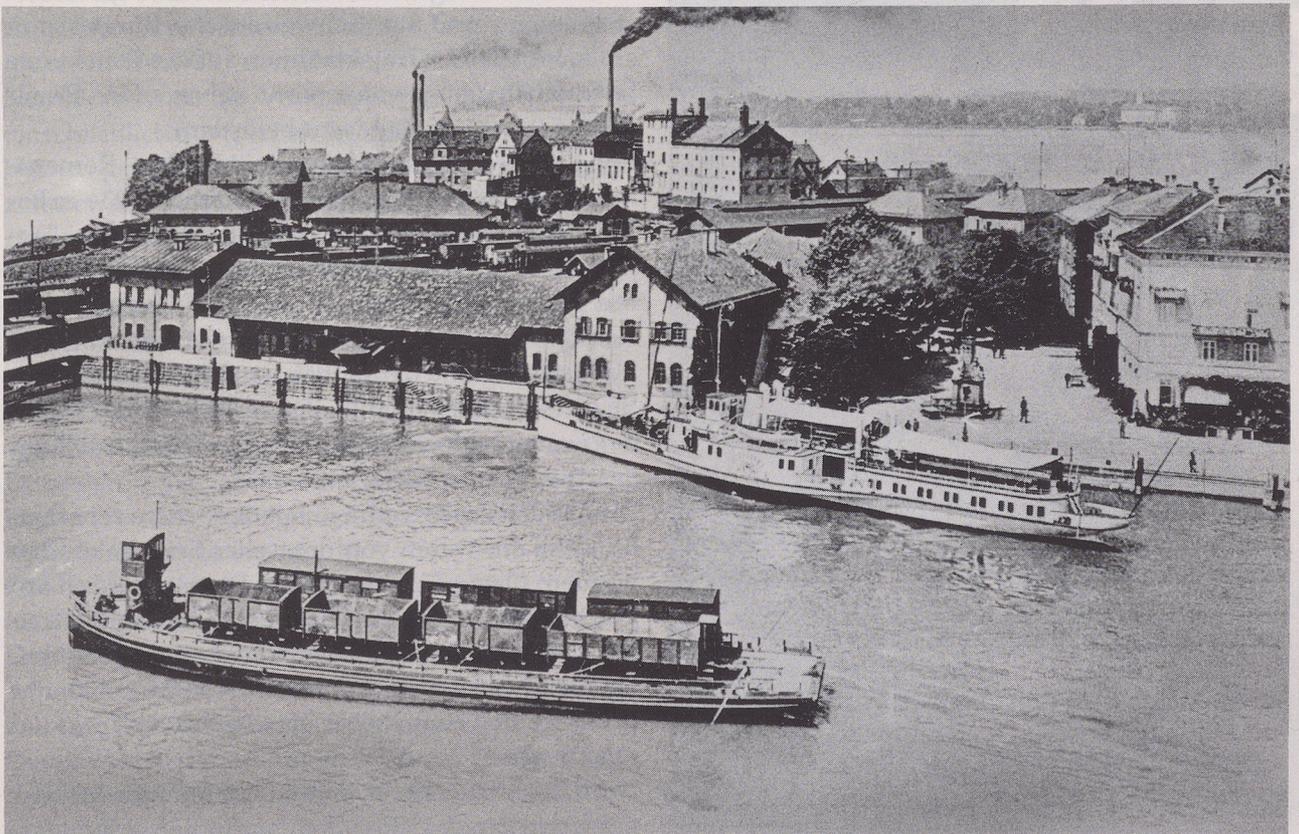
Ostschweiz und anderer Interessenten nach einer Bahn über den Splügen nach Italien blieb jedoch bestehen. Hierzu schrieb eine schweizerische Zeitung im November 1871: *Für das Veltlin (Italien), die Kantone Graubünden und St. Gallen ist diese Bahn (über den Splügen) fast eine Lebensfrage; auch für Württemberg und Bayern wäre sie höchst erwünscht, da die Gotthardbahn den Verkehr Italiens mit Deutschland hauptsächlich den badischen Bahnen zuleiten wird.*

Zweifellos hat die Entscheidung für die Gotthardbahn die an sich schon topographisch sehr günstige badische Nord-Süd-Hauptbahn in der Rheinebene von Mannheim nach Basel noch zusätzlich begünstigt, während für die württembergische Nord-Süd-Hauptbahn und für die daran anschließende Trajektklinie Friedrichshafen–Schweiz daraus kaum ein Verkehrszuwachs zu erwarten war.

Dagegen nahmen die Weizentransporte aus Ungarn in die Schweiz und nach Frankreich über den schnell gewordenen Weg über Lindau rasch zu. Es mußte bald an eine Vergrößerung der Leistungsfähigkeit der Trajektklinie Lindau–Romanshorn gedacht werden. Die Bayerische Staatsbahn und die schweizerische Nordostbahn gaben deshalb 1873 gemeinsam ein Trajektdampfschiff der Firma Escher Wyss & Cie in Zürich in Auftrag, welches im August 1874 in Dienst gestellt wurde. Dieses Trajektdampfschiff war prinzipiell ähnlich gebaut wie das vorangegan-

gene Schiff, es war auch für den Transport von 14 bis 16 Eisenbahnwagen bemessen und hatte eine Tragfähigkeit von 450 Tonnen. Um einen günstigen geringen Kohlenverbrauch zu erzielen, baute man für den Antrieb der Schaufelräder zwei Zweizylinder-Verbund-Maschinen ein, gespeist mit Dampf von 5 atü Druck aus vier – für die damalige Zeit höchst modernen – Flammrohr-Rauchrohr-Dampfkesseln. Es wurde üblich, das Trajektdampfschiff zwei Trajektkähne schleppen zu lassen, wobei der Schleppzug, mit 30 bis 34 Wagen beladen, die 23 km lange Strecke von Lindau nach Romanshorn in etwa $2\frac{1}{4}$ Stunden zurücklegte. Der Kohlenverbrauch je trajektierten Wagen und Kilometer betrug nur etwa ein Drittel des Kohlenverbrauchs des älteren Trajektdampfschiffs. Neben den Dampfschiffen gehörten die Trajektdampfschiffe und die geschleppten Trajektkähne mit den darauf befindlichen Eisenbahnwagen jetzt zum gewohnten Bild des Bodensees. Die Transportleistung der württembergischen Nord-Süd-Hauptbahn nach Friedrichshafen stieg nur mäßig. Die Leistung der anschließenden Trajektklinie Friedrichshafen–Romanshorn hielt sich nach einer Höchstleistung von 14684 Wagen im Jahr 1871 einige Jahrzehnte lang bei nur 7000 bis 11000 Wagen jährlich, beides wohl verursacht durch die Konkurrenz der badischen Rheintalbahnen im Westen und der bayerischen Bahn und Trajektklinie im

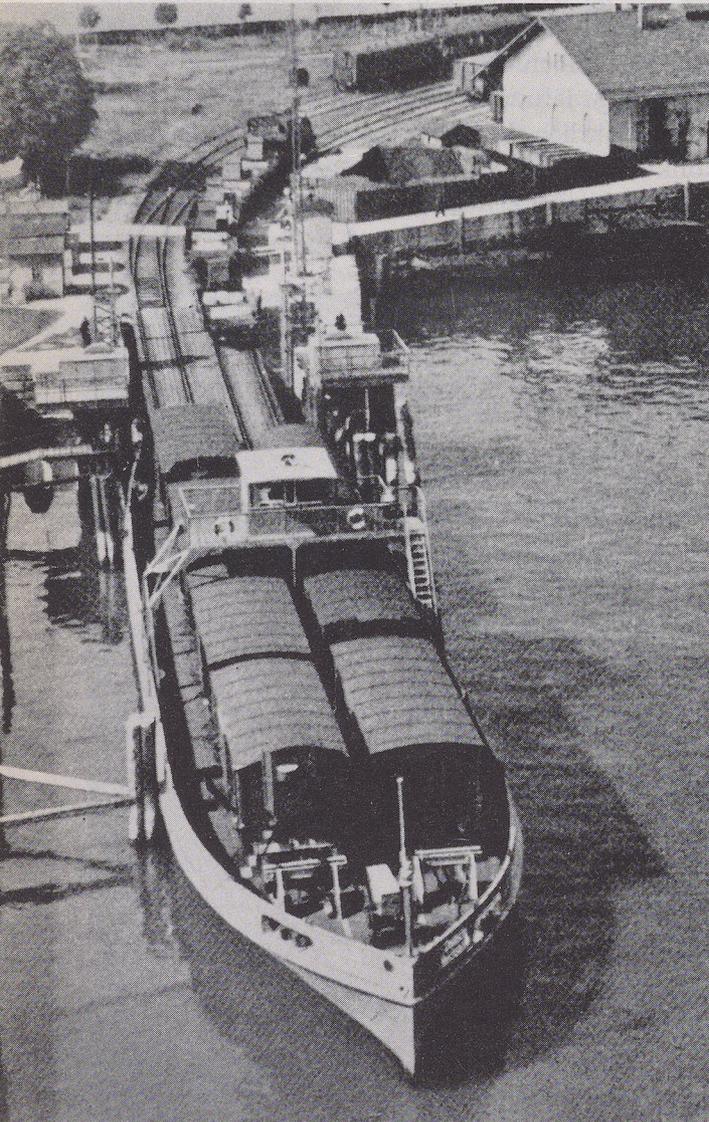
Trajektkahn der Trajektklinie Lindau–Romanshorn, 1868/69 in Ravensburg gebaut



Osten. Die Betriebsergebnisse des Trajekt dampfschiffs waren durch dessen großen Kohlenverbrauch und wegen der ungenügenden Auslastung des Schiffes unbefriedigend. Als umfangreiche und kostspielige Reparaturen erforderlich wurden, verzichteten die beiden beteiligten Bahnverwaltungen 1883 auf die weitere Verwendung des Schiffes und ersetzten es durch Trajekt kähne, die nach Bedarf von den Kursdampfern über den See geschleppt wurden.

Die Leistung der Trajektlinie Lindau–Romanshorn – sie war ja ausgerüstet mit einem wirtschaftlich fahrenden Trajekt dampfschiff und drei Trajekt kähnen – nahm dagegen in den ersten 15 Jahren fast stetig zu. Im Jahr 1883 wurden fast 50000 Wagen übergesetzt, obwohl Lindau schon ab 1872 durch einen durchgehenden Schienenstrang über Bregenz auch auf dem Landweg mit den schweizerischen Bahnen verbunden war.

Im Jahre 1934 motorisierter Trajekt kahn. Einschiffen der Eisenbahnwagen



Im Jahr 1884 war die österreichische Arlbergbahn Innsbruck–Bregenz fertiggestellt, und im gleichen Jahr nahmen die österreichische und die badische Staatsbahn zusätzliche Trajektlinien von Bregenz und Konstanz aus in Betrieb. Diese neuen Verkehrsbetriebe wirkten sich zu einem gewissen Teil als Konkurrenz der beiden schon lange bestehenden Trajektbetriebe aus. Der über Lindau gehende Güter- und Eisenbahnwagenverkehr sank vorübergehend um etwa ein Drittel des bisherigen Verkehrs. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erreichte die Trajektlinie Lindau–Romanshorn Jahresleistungen von über 50000 Wagen. Die Gesamttransportleistung der damals bestehenden fünf Trajektlinien dürfte etwa 90000 Wagen jährlich betragen haben. Während des Ersten Weltkriegs stellte man die vorher erwähnten zusätzlichen Trajektlinien ein; die verbliebenen beiden Trajektlinien von Friedrichshafen und Lindau nach Romanshorn beförderten nur noch etwa ein Viertel der bisherigen Anzahl Wagen. Nach dem Krieg nahm der Trajektverkehr allmählich wieder zu, er erreichte aber in den nächsten 20 Jahren nicht mehr die Vorkriegsleistungen.

Der in dieser Zeit rasch zunehmende Autoverkehr legte den Gedanken nahe, auch Autos, Lastkraftwagen und andere Straßenfahrzeuge über den See zu befördern. Nachdem die Stadt Konstanz seit 1928 erfolgreich eine Autofährlinie Konstanz–Meersburg betrieb, begannen die Deutsche Reichsbahn auf dem 1929 in Dienst gestellten neuen Motortrajektschiff «Schussen» und die Schweizerische Bundesbahn auf motorisierten Trajekt kähnen auf der Trajektlinie Friedrichshafen–Romanshorn neben den Eisenbahnwagen auch Autos zu befördern.

Das Trajekt dampfschiff der Linie Lindau–Romanshorn blieb fast 50 Jahre – bis im Oktober 1923 – in Betrieb. Die schon 1869 in Dienst gestellten drei Trajekt kähne erwiesen sich um 1934 – also nach 65 Jahren Fahrzeit – noch in so gutem Zustand, daß sich eine Verlängerung der Schiffskörper, die Modernisierung und der Einbau von Dieselmotoren für Selbstfahrbetrieb lohnte. Diese «Motortrajekt kähne» waren dann weiter in Fahrt – bis zur Einstellung der Trajektbetriebe im Jahre 1939.

Die Trajektbetriebsverträge mit der Schweizerischen Bundesbahn waren von deutscher Seite gekündigt worden. Österreich war an das Deutsche Reich angeschlossen, und damit fielen die Umständlichkeiten und Verzögerungen des Transits durch österreichisches Gebiet weg, welche u. a. ein Grund für das bisherige Beibehalten des an sich teuren Trajektierens waren.

Nach dem Krieg lag es im besonderen Interesse der Schweiz, den Trajektverkehr zwischen Friedrichs-

hafen und Romanshorn wieder aufleben zu lassen. Die Schweizerische Bundesbahn war bestrebt, viel Transitgut auf ihr Bahnnetz zu ziehen und außerdem Handelsgüter aus Osteuropa über die Bodenseeroute einzuführen. Verhandlungen mit der deutschen Bahn und mit der französischen Militärregierung in Südwürttemberg führten im Januar 1948 zur Wiederaufnahme des Trajektverkehrs durch die Schweizerische Bundesbahn, zunächst mit zwei Motortrajektkähnen. Bei Bedarf stellte die Deutsche Bundesbahn ihr Motortrajektschiff «Schussen» und einen Motortrajektkahn mit Personal mietweise zur Verfügung.

Die zunehmende Inanspruchnahme dieses Verkehrsweges (1950 wurden 25063, 1960 wurden 43689 Eisenbahnwagen befördert) veranlaßte die Schweizerische Bundesbahn, zwei neue große Motortrajektschiffe, die «Romanshorn» (1958) und die «Rorschach» (1966) einzusetzen. Doch die Konkurrenz der Landtransportwege auf Schiene und Straße ließ nach einigen Jahren dem Eisenbahnwagentransport über den Bodensee keine wirtschaftliche

Chance mehr. Am 29. Mai 1976 beförderte man das letztmal Eisenbahnwagen über den See. Der Transport von Autos, Lastkraftwagen und anderen Straßenfahrzeugen über den See auf den Motortrajektschiffen und insbesondere auf den ähnlich gebauten Autofähren des Konstanzer Fährbetriebes Konstanz–Meersburg hatte inzwischen schon längst den Eisenbahnwagentransport an Bedeutung übertroffen und der alten Idee einen modernen Inhalt gegeben.

Quellen und Literatur

Akten betr. Bodenseeschifffahrt im Staatsarchiv Ludwigsburg und im Verkehrsarchiv des Verkehrsmuseums Nürnberg. – Zeitungen der Jahre 1867–1967. – EMIL KRUMHOLZ: Die Geschichte des Dampfschiffahrtsbetriebes auf dem Bodensee, Innsbruck 1906. – FRIEDRICH PERNWERTH VON BÄRNSTEIN: Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, Leipzig 1906. – HANS HAUSER: Die schweizerische Bodenseeschifffahrt als Nebenbetrieb der Schweizerischen Nordostbahn 1855–1901, Winterthur 1960. – MAX MESSERSCHMID: 100 Jahre Eisenbahntrajekt Friedrichshafen–Romanshorn, Bodenseegeschichtsverein Friedrichshafen 1969. – WERNER DEP- PERT: Mit Dampfmaschine und Schaufelrad – Die Dampfschiffahrt auf dem Bodensee 1817–1967, Konstanz 1975. – P. RANSOME-WALLIS: Eisenbahnfähren in Westeuropa, Zürich 1969.

Ölschiefer – Entstehung und Nutzung

Neben der bedrohlichen Zunahme der Weltbevölkerung, der fortschreitenden Zerstörung unserer natürlichen Umwelt, den Ost-West- und Nord-Süd-Konflikten wird die Verknappung vieler Rohstoffe einschließlich der fossilen Energieträger zu den Problemen gehören, die uns in den kommenden Jahrzehnten am meisten beschäftigen werden. Die Aussicht auf Erschöpfung ihrer Lagerstätten in der ersten Hälfte des nächsten Jahrhunderts hat die erdöl-exportierenden Länder bereits heute zu einer Politik der sukzessiven Anhebung der Rohölpreise veranlaßt. Die durch den «Ölschock» von 1973 intensivierte Suche nach neuen Energiequellen anstelle von Erdöl und Erdgas hat sich auch Ölschiefern und Ölsanden zugewandt, eine Entwicklung, die erst angesichts der gestiegenen Energiepreise ökonomisch sinnvoll geworden ist.

Der wirtschaftliche Wert von Ölschiefern liegt hauptsächlich in ihrem Kohlenwasserstoffpotential. Darüber hinaus aber bietet sich die Herstellung verschiedener Nebenprodukte an, die unter Umständen den Preis des Schieferöls verringern können. Die direkte Verbrennung von Ölschiefern in Kraftwerken wird nur in Ausnahmefällen sinnvoll sein, z. B. in Ländern ohne größere Kohlevorräte.

Wolfgang Küspert

Das wieder geweckte Interesse an den Ölschiefern Württembergs gibt Anlaß, einige geologische und wirtschaftliche Aspekte in- und ausländischer Ölschiefervorkommen zu diskutieren. Woraus bestehen Ölschiefer, wie sind sie entstanden, wie können sie nutzbar gemacht werden, welche Rolle könnten sie als zukünftiger Rohstofflieferant spielen? Der vorliegende Aufsatz versucht, einige allgemein gehaltene Antworten zu geben.

Zusammensetzung und Bildungsbedingungen

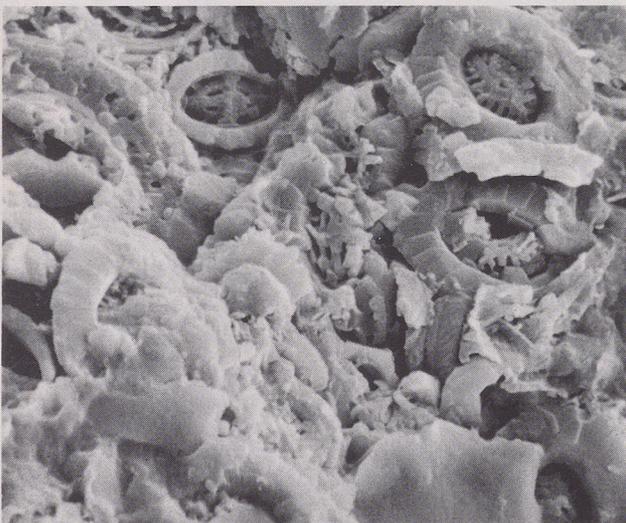
Ölschiefer (bituminöse Schiefer, Schwarzschiefer) sind weder Schiefer im geologischen Sinn, noch enthalten sie (im Gegensatz zu Ölsanden) nennenswerte Mengen erdölartiger Verbindungen. Vielmehr besteht ihr organischer Inhalt zu 80 bis 90 Prozent aus Kerogen (griech.: Ölbildner). Kerogene sind komplexe und sehr unterschiedlich zusammengesetzte Mischungen hochpolymerer Substanzen, die in organischen Lösungsmitteln und Mineralsäuren unlöslich sind. Isoliert man Kerogene aus Ölschiefern, erhält man ein feines, trockenes, bräunliches oder rötliches Pulver. Unter dem Mikroskop erkennt man in wechselnden Mengenverhält-

nissen planktonische Algen (vor allem Botryococcen und Tasmaniten), Pollen, Sporen und andere Reste höherer Pflanzen und häufig als Hauptbestandteil unstrukturierte, amorphe Flocken, die aus der intensiven, z. T. bakteriellen Umwandlung weniger formbeständiger Zellen verschiedenster Mikroorganismen hervorgegangen sein mögen.

In der Regel entgeht in einem Meer oder einem See nur ein ganz geringer Prozentsatz der abgestorbenen Biomasse der völligen Zersetzung und sammelt sich in den abgelagerten Sedimenten an (dies gilt m. E. auch für die mineralischen Skelette vieler Lebewesen). Bei dieser Auslese werden sich natürlich die gegen Oxidation und bakteriellen Abbau resistentesten Organismenreste und organischen Verbindungen stark anreichern. Dies gilt sowohl für die erwähnten Algen und Pollen, als auch für Fette, Wachse, biogene Kohlenwasserstoffe und andere Zellbestandteile, die an der Bildung des amorphen Kerogens teilnehmen. Sie sind die Ausgangssubstanzen für natürliche und synthetische Mineralöle. In der Natur entsteht im Laufe von Jahrmillionen aus Kerogenen bei Temperaturen zwischen ca. 50° und 150° C Erdöl, das anschließend in poröse Speichergesteine (Sandsteine und geklüftete Kalke) auswandert. Doch sei gesagt, daß typische Erdölmuttergesteine geringere Kerogengehalte als Ölschiefer haben.

Ölschiefergesteine gehen aus schlammigen Sedimenten hervor, die reich an organischem Material sind. Ihre Verfestigung läuft bei niedrigen Temperaturen und unter dem Druck überlagernder Schichten ab. Während der zur Verfügung stehenden langen Zeiträume «reifen» die organischen Bestandteile zu Kerogenen. Ölschiefer, die in tieferen Bereichen

Kalkskelette planktonischer Algen (Coccolithen) aus dem Posidonienschiefer. Elektronenmikroskopische Aufnahme, Breite des Bildausschnitts: 0,015 mm.



der Erdkruste erhöhten Temperaturen ausgesetzt sind, büßen ihr Ölpotential teilweise oder ganz ein. Die Kerogengehalte von Ölschiefern liegen zwischen 5 und 85 Prozent. Auch der Mineralbestand schwankt in weiten Grenzen und hängt natürlich von den jeweiligen Ablagerungsbedingungen ab (See oder Meer, Klima, Zuflußverhältnisse). Immer handelt es sich aber um sehr feinkörnige Gesteine, deren einzelne Komponenten mikroskopisch klein sind. Neben Tonmineralen finden sich Quarz, Opal, Feldspäte, Karbonate (Calcit, Dolomit, Siderit u. a.), Sulfide (vor allem Pyrit, Fe S₂) und einige andere seltener Minerale. Die in manchen Ölschiefern reichlich vorhandenen Metallsulfide verdanken ihre Ausfällung der bakteriellen Produktion von Schwefelwasserstoff, eine Reaktion, die nur in sauerstofffreier Umgebung einsetzt. Die feinverteilten Sulfidminerale rufen die dunkle Farbe dieser Gesteine hervor. Andere Ölschiefer sind hell gefärbt: braun, rot, grün, gelb.

Sowohl Sulfide als auch organische Verbindungen haben die Fähigkeit, Schwermetalle zu binden und dadurch in Sedimenten anzureichern. Zu diesen Metallen gehören Vanadium, Nickel, Kupfer, Molybdän, Kobalt, Uran, Thorium und andere. Zwar sind im allgemeinen die Schwermetallgehalte von Ölschiefern nicht sehr viel höher als die «nicht-bituminöser» Gesteine, in besonderen Fällen aber werden wirtschaftlich interessante Konzentrationen erreicht (deutscher Kupferschiefer!).

Die Ablagerung von Ölschiefersedimenten muß sich in einem zumindest zeitweise sauerstoffarmen oder -freien, also lebensfeindlichen Milieu und bei geringer Wasserbewegung abgespielt haben. Das beweisen die hohen Anteile organischen Materials, die Feinkörnigkeit der Gesteine, die Sulfidgehalte, das weitgehende Fehlen von auf oder im Sediment lebenden Organismen oder ihrer Spuren (Schnecken, Muscheln, Würmer), die oft im Millimeterbereich ausgeprägte Feinschichtung und die meist vorzügliche Erhaltung vieler Makrofossilien (z. B. Wirbeltiere und Seelilien), die normalerweise der weitgehenden Zerstörung anheimfallen. Unzureichende Wasserzirkulation und hohe biologische Produktivität sind verantwortlich für die Herausbildung mangelhaft durchlüfteter Zonen am oder über dem Grund von Seen oder Meeren. In ihnen steht der für die völlige Oxidation der absinkenden organischen Partikel und die Existenz von Bodenleben notwendige Sauerstoff nicht zur Verfügung. Das Resultat sind Faulschlammablagerungen.

Auch auf der Sedimentoberfläche sich ausbreitende Algenrasen mögen bei der Entstehung einiger Ölschiefer eine Rolle gespielt haben. Algenmatten sind

in der Lage, den mit ihren eigenen Zerfallsprodukten angereicherten Schlamm, auf dem sie wachsen, von jeder Sauerstoffzufuhr abzuschneiden.

Die Kenntnis der chemischen und mineralogischen Zusammensetzung von Ölschiefen, ihres Fossilinhalts, der Begleitgesteine und der Lage innerhalb größerer Gesteinskomplexe erlaubt die Unterscheidung typischer Ablagerungsräume.

Es sind dies:

a) ausgedehnte, flache, offene Meere mit schwach entwickelten Strömungssystemen im Bereich stabiler Schelfgebiete oder auch in Zonen langsam aber stetig absinkender Erdkruste;

b) große Seen oder weitgehend abgeschlossene Randmeere unterschiedlichster Salzgehalte in kontinentalen Grabensystemen oder anderen großräumigen Senkungsgebieten;

c) kleine Seen und Tümpel, oft in Sumpf- und Moorgegenden gelegen, ferner Lagunen und Fjorde, aber auch enge Tröge und Gräben im Meeresboden.

Beispiele für Gewässer, in denen gegenwärtig Faulschlamm abgesetzt werden, sind norwegische und kanadische Fjorde, der Cariacograben vor der Küste Venezuelas, der Kivusee im ostafrikanischen Grabensystem und das Schwarze Meer.

Vorkommen und Reserven

Derzeit kennt man mehrere hundert Ölschiefervorkommen in aller Welt und aus allen Epochen seit Beginn des Kambriums vor rund 570 Millionen Jahren. Einige der wichtigsten und bekanntesten sind (in Klammern der potentielle Schieferölvorrat in Milliarden Tonnen): Der ordovizische Kukersit Estlands (UdSSR 3,5 Mrd. t), devonische Schwarzschiefer der östlichen USA (10 Mrd. t), die Irati-Ölschiefer Südbrasilens aus der Zeit des Perm (120 Mrd. t), verschiedene meist kleinere Ölschiefer des Karbons und Perms in Europa, Nordamerika, Australien und Südafrika (Torbanite, Tasmanite, Kerosinschiefer), triassische Ölschiefer Zaires (15 Mrd. t), Schwarzschiefer aus dem Jura Westeuropas (wie der deutsche Posidonienschiefer), Ölschiefer der Kreide in Nordamerika und dem Nahen Osten, Schwarzschiefer des Tertiärs Siziliens (5 Mrd. t) und die ebenfalls tertiären Green River-Ölschiefer der westlichen USA (Utah, Colorado, Wyoming), der mit Abstand größten Ölschieferformation der Welt (300 Mrd. t).

Die Ölschiefervorkommen der Bundesrepublik Deutschland sind dagegen vergleichsweise bescheiden und bewegen sich in der Größenordnung mehrerer hundert Millionen t Rohöl, von denen aber

nur ein kleiner Teil derzeit wirtschaftlich gewonnen werden könnte. Es handelt sich um verschiedene paläozoische Schwarzschiefer der deutschen Mittelgebirge, den geringmächtigen Kupferschiefer des Perm, jurassische Ölschiefer Nord- und Süddeutschlands (insbesondere den erwähnten Posidonienschiefer), bituminöse Schiefer der norddeutschen Kreide, Ölschiefer des Tertiärs im Rheingraben und an dessen Rand (die Lagerstätte von Messel bei Darmstadt ist inzwischen weitgehend erschöpft), sowie die tertiären Ölschiefer im Meteoritenkrater des Nördlinger Ries.

Die Schieferölreserven der Welt sollen an die 500 Mrd. t betragen, wovon jedoch weniger als 30 Mrd. t unter den heute gegebenen technischen und ökonomischen Umständen gewinnbar sein sollen. Zum Vergleich: Die Weltjahresproduktion an Erdöl belief sich 1977 auf rund 3 Mrd. t. Die bestätigten Erdölreserven liegen bei 88 Mrd. t, Schätzungen der möglichen Vorräte ergaben Zahlen zwischen 170 und 430 Mrd. t. Der Energieinhalt aller Erdgaslagerstätten entspricht ca. 60 Mrd. t Erdöl.

Die Ölschieferprospektion und Fortschritte in der Aufbereitungstechnik werden die Vorräte zweifellos erhöhen. Man kann aber nicht erwarten, daß die Suche nach neuen Ölschieferlagerstätten genauso erfolgreich sein wird, wie es die Suche nach Erdöllagerstätten in den vergangenen Jahrzehnten gewesen ist. Zum einen müssen Ölschieferlagerstätten eine relativ große Ausdehnung haben und dicht unter oder an der Erdoberfläche liegen, sind also leichter aufzufinden als Erdöllagerstätten. Zum anderen sind viele Gebiete der Erde heute geologisch wesentlich besser bekannt als zu Beginn der Erdölprospektion. Somit ist sicherlich bereits ein relativ hoher Prozentsatz aller existierenden Ölschieferreserven entdeckt worden.

An dieser Stelle ein Wort zu Ölsanden. Sie haben eine ganz andere Entstehungsgeschichte als Ölschiefer. Es sind ölimprägnierte Sande, die ein (bakteriell stark verändertes) äußerst zähflüssiges und asphaltreiches Erdöl führen. Dieses ist als ursprünglich dünnflüssiges Öl über oft große Entfernungen in die Sande eingewandert. Die zur Zeit bekannten Reserven machen mehr als 150 Mrd. t Öl aus, die wiederum aber nur teilweise extrahiert werden könnten. Möglicherweise sind die tatsächlichen Vorräte noch wesentlich größer. Über 90 Prozent aller Ölsande liegen in nur zwei Ländern, nämlich Kanada und Venezuela.

Industrielle Verwertung

Bei der Rohölerzeugung aus Ölschiefen sieht man

sich zwei grundlegenden Schwierigkeiten gegenüber: Der außerordentlich großen chemischen Widerstandsfähigkeit des Kerogens und seiner überaus intensiven Vermengung mit den feinkörnigen mineralischen Komponenten des Gesteins. Daher besteht die einzige bisher industriell angewandte Methode zur Schieferölherstellung in der Erhitzung des gesamten Gesteinsmaterials unter Luftabschluß auf 400 bis 500° C (Pyrolyse). Bei diesem Schwelprozeß zerfallen Kerogene zu Rohöl, Gasen und nicht verflüssigbarem Restkohlenstoff im Schwelrückstand. Ausbeuten und Zusammensetzung der Schwelprodukte hängen vom Kerogentyp und den jeweiligen Reaktionsbedingungen ab. Ölschiefer können zwischen 3 und 75 Prozent Schwelöl liefern. Dies unterscheidet sich chemisch in mancher Hinsicht von Erdöl, z. B. durch seine hohen Stickstoffgehalte und große Mengen ungesättigter Kohlenwasserstoffe. Bei geeigneter Verarbeitung können jedoch im wesentlichen die gleichen Produkte wie aus Erdöl hergestellt werden.

Für die industrielle Ölschieferschwelung stehen eine größere Zahl mehr oder weniger ausgereifter Verfahren zur Verfügung. Sie unterscheiden sich vor allem in der Art und Weise des Wärmetransports innerhalb der Anlage, im Wasserbedarf, dem Zerkleinerungsgrad des Ausgangsmaterials, der Qualität der aufgefangenen Gase und anderen technischen Einzelheiten. Die Verschwelung wird erreicht durch externe Aufheizung der Reaktionskammer, teilweise Verbrennung der Schiefer innerhalb der Retorte, Einpressen heißer Gase oder durch Zugabe erhitzter Festkörper, z. B. Keramikkugeln. Mit Hilfe hydrierender Methoden können die Ölausbeuten wasserstoffarmer Kerogene erhöht werden.

Eines der am weitesten entwickelten und seit Jahren erprobten Verfahren ist der in Deutschland entstandene Lurgi-Ruhrgas-Prozeß. Bei ihm wird der durch Verbrennung des Restkohlenstoffs hocherhitzte Schwelrückstand frischem Ölschiefer im Überschuß zugemischt, wodurch der Schwelvorgang innerhalb von Sekunden abläuft.

Alle angedeuteten Verfahren haben mehrere Nachteile: kostspieliger und umständlicher Abbau der Ölschiefer über oder auch unter Tage, schwierige Lagerung des voluminösen Abbrands und die mit Abbau, Zerkleinerung und Schwelung verbundenen Verunreinigungen von Luft und Wasser durch Staub, aggressive Gase und flüssige Schwelprodukte, aber auch durch Auslaugung des Abbrands auf der Halde. Einige dieser Nachteile werden von den sogenannten «In-situ»-Techniken vermieden, die seit Jahren von amerikanischen Firmen im Gebiet der Green River-Ölschiefer erprobt werden. (Auch

die US-Marine, die über große Ölschiefervorräte verfügt, ist beteiligt.)

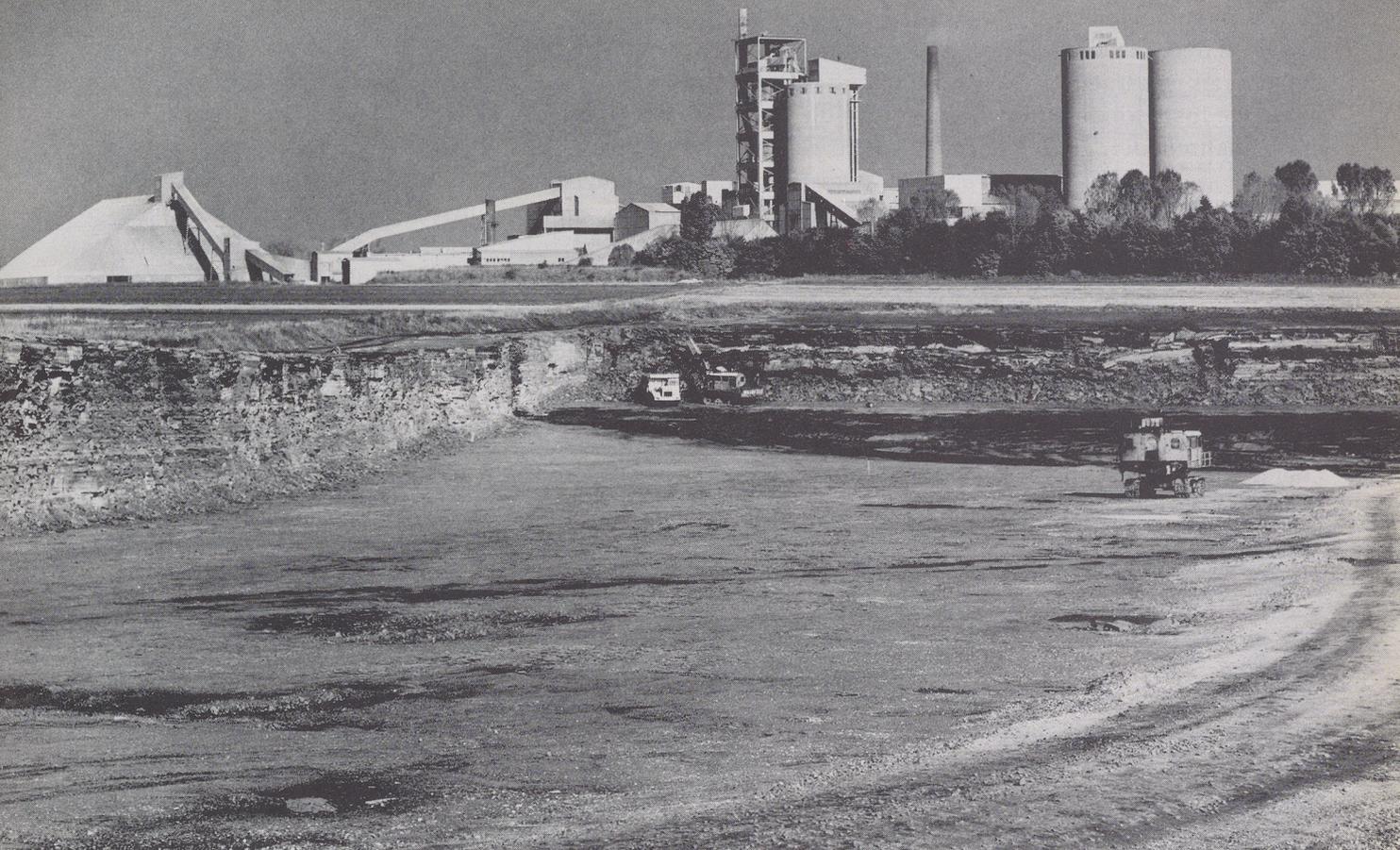
Zunächst wird dabei von Bohrlöchern aus durch Sprengstoffe oder auch elektrische Entladungen der Ölschiefer «an Ort und Stelle» unter Tage zerrüttet. Anschließend wird Luft eingepreßt, der Schiefer entzündet und das sich vor der Flammenfront sammelnde Schwelöl abgepumpt. Modifizierte «In-situ»-Verfahren sehen den Vortrieb von Stollen in den Ölschiefer vor, die bei der nachfolgenden Sprengung verfüllt werden, wodurch sich die notwendige Porosität und Durchlässigkeit des Flözes erhöht. Die maschinelle Zerkleinerung unter Tage (und Wiederverfüllung der entstandenen Hohlräume) bietet im Gegensatz zur Sprengung den Vorteil gleichmäßiger Körnung des Schiefergranulats. Letzteres hat sich als wichtige Voraussetzung für die Erzielung befriedigender Ausbeuten erwiesen. Weiterhin wird auch das Einpressen heißer Gase oder aggressiver Dämpfe anstelle von Luft erwogen. Alle diese Techniken befinden sich jedoch im Augenblick noch in der industriellen Entwicklung. Übrigens hat die deutsche Firma Lurgi bereits während des Zweiten Weltkriegs in Württemberg «In-situ»-Versuche ausgeführt, wenn auch mit geringem Erfolg.

Dem Ziel, Kerogene von ihrem mineralischen Ballast abzutrennen, gelten vor allem in den USA unternommene Experimente, die unter dem Begriff «bioleaching» zusammengefaßt werden. Hochspezialisierte Bakterienarten sollen hierbei die engen Bindungen zwischen Kerogen und Mineralen lösen bzw. die Minerale völlig zersetzen. Derartige bakterielle Laugungsprozesse könnten zudem die Extraktion der erwähnten Schwermetalle ermöglichen.

Andere Bestrebungen, so in der UdSSR, gehen dahin, Kerogene auf «kaltem Wege» durch vorsichtige Oxidation in wasserlösliche Verbindungen zu überführen, die für die Synthese vieler chemischer Produkte, z. B. Kunststoffe, verwandt werden können. Welche Bedeutung diese Versuche für die industrielle Praxis erlangen werden, ist ungewiß, da sie sich derzeit noch im Experimentalstadium befinden.

Nebenprodukte

Nebenprodukte können die Kosten der Schieferölgewinnung senken. Besonders aussichtsreich sind in dieser Hinsicht die amerikanischen Green River-Ölschiefer. Sie haben sich in einem ausgedehnten Seensystem (Salz- und Süßwasserseen) abgelagert und führen (neben ca. 70 anderen Mineralen) große Mengen der sonst sehr seltenen Minerale Dawsonit, Nordstrandit und Nahcolit. Aus ihnen könnten Aluminium und Soda hergestellt werden.



Ölschieferbruch und Portlandzementwerk bei Dotternhausen. Foto: G. Planck

Immerhin machen die Gesamtvorräte an Aluminium über 3 Mrd. t aus, das 500fache des Jahresbedarfs der USA. Viele Ölschieferabbrände eignen sich als Rohstoff in der Produktion von Baumaterial wie Ziegeln, Isoliersteinen und Zement. Erinnert sei an den über 80 Jahre währenden, inzwischen eingestellten Abbau des Messeler Ölschiefers, der in dieser Weise genutzt wurde. Ein gelungenes Beispiel einer kombinierten Ölschieferverwertung ist das Portlandzementwerk Rohrbach KG bei Dotternhausen südwestlich Balingen. Dort liefern Ölschiefer nicht nur Energie für den Betrieb der Anlage, sondern werden gleichzeitig in der Zementherstellung eingesetzt.

Auf die Möglichkeit der Isolierung von Schwermetallen aus Ölschiefen wurde bereits hingewiesen. Erwähnenswert ist auch, daß bei der Aufbereitung von Schwerölen erhebliche Mengen Ammoniak und Schwefel anfallen. Ferner seien noch einige mehr oder weniger «exotische» Verwendungsbeispiele genannt. Das seit dem 14. Jahrhundert aus Ölschiefen bereitete Ichthyol verdankt seinen Namen den in Ölschiefen häufig zu findenden Fischresten. Es gelangt auch heute noch in verschiedenen Formen, meist als Salbe z. B. gegen Furunculose, in den Handel.

Weiterhin lassen sich Ölschiefer auf die oft ausgezeichnet erhaltenen und heute hochbezahlten Fossilien hin ausbeuten. Ein anderes heimisches Erzeugnis sind dekorative Steinplatten für Tische und den Innenausbau. Selbst zu Fangopackungen kann gemahlener Ölschiefer verarbeitet werden. Schließlich ist daran zu erinnern, daß vor Einführung der Kunstdünger Bauern im Vorland der Schwäbischen Alb vielfach ihre Äcker durch Einbringen von Ölschiefer aufgelockert und verbessert haben.

Zur Geschichte der Ölschieferindustrien

Vor dem ersten Erdölfund im Jahre 1859 in den USA und auch noch danach waren Ölschiefer eine wichtige Quelle für Mineralöl. 1694 wird in England das erste Patent für ein «Destillationsverfahren» zur Schieferölerzeugung ausgegeben. Zwischen 1838 und 1935 entstehen in verschiedenen Ländern der Welt kleine Ölschieferindustrien mit geringer Kapazität, zuerst in Frankreich und Schottland, später in Deutschland, Australien, Brasilien, Neuseeland, der Schweiz, Schweden, Estland, Spanien, China, Südafrika. Die zunehmende Konkurrenz des billigen Erdöls bringt diese Industrien in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aber wieder zum Erlie-

gen, ausgenommen in der UdSSR und China. In den USA und Brasilien existieren gegenwärtig Pilotanlagen als Vorstufen größerer industrieller Engagements. Insbesondere in den USA wäre die Inanspruchnahme der großen Ölschieferreserven ein weiterer Schritt auf dem Weg zur angestrebten Energieselbstversorgung des Landes.

In der UdSSR sollen 1972 3 Mio. t Schieferöl gewonnen worden sein, in China 10 Mio. t. Jedoch liegt der Schwerpunkt der sowjetrussischen Ölschieferindustrie in der Stromerzeugung durch direkte Verbrennung der Schiefer in Kraftwerken und in der Stadtgasproduktion. Insgesamt werden dort jährlich ca. 25 Mio. t Ölschiefer gefördert. Die Folgen unzureichender Umweltschutzmaßnahmen haben diese Industrie in der Presse bekannt gemacht. Hohe Emissionen von Staub und Abgasen (Stickoxide, Schwefelverbindungen, Kohlenmonoxyd, giftiges Ozon und Kohlenwasserstoffe) und Gewässerverunreinigungen (z. B. durch Phenole) gehören dazu – sicherlich kein Vorbild für künftige Ölschieferindustrien.

In Württemberg reicht die Geschichte der Ölschieferverwertung bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück. Zu Beginn der ersten Versuche hielt man den Posidonienschiefer zunächst noch für Steinkohle. Mitte des vergangenen Jahrhunderts initiierte dann F. A. QUENSTEDT, einer der Stammväter der Geologie in Tübingen, eine kleine Schieferölfabrik bei Ohmenhausen in der Nähe Reutlingens. Eine andere Ölschieferhütte entstand 1857 bei Bisingen. Schon bald jedoch mußten alle diese Betriebe dem zu jener Zeit entdeckten Erdöl aus Amerika wieder weichen. Zur Zeit des Ersten Weltkriegs wurde dann das Schieferölwerk Holzheim bei Göppingen errichtet, das bis 1927 arbeitete.

Zweifellos das dunkelste Kapitel dieser Geschichte spielte sich unter der Überschrift «Unternehmen Wüste» während des Zweiten Weltkriegs ab. Es war der Plan der «Deutschen Ölschiefer-Forschungsgemeinschaft», mit Hilfe von KZ-Häftlingen in Württemberg 15 Schwelwerke aus dem Boden zu stampfen, um den Treibstoffnachschub der deutschen Luftwaffe zu sichern. Nur drei der Fabriken konnten 1945 die Arbeit für einige Zeit aufnehmen.

Energie für die Zukunft?

Um die Bedeutung von Ölschiefern für die künftige Energieversorgung zu beurteilen, müssen wir uns fragen, welche Eigenschaften neue Energiequellen besitzen sollten. Energiequellen der Zukunft müssen große Mengen Energie liefern können, die zudem billiger als die heute erhältliche sein sollte. Sie

müßten ferner nach menschlichen Maßstäben unerschöpflich und mit geringen Umweltbelastungen verbunden sein, keine unkalkulierbaren Risiken mit sich bringen und auch den Ländern der dritten Welt zugänglich sein. Ölschiefer können keine dieser Forderungen erfüllen. Die Ölschiefervorräte sind wie die anderer fossiler Brennstoffe begrenzt, Schieferöl wird trotz aller technischen Fortschritte kaum je billiger werden als Erdöl, und seine Produktion hat relativ hohe Beeinträchtigungen der Umwelt zur Folge. Zudem liegen über 90 Prozent aller Reserven in nur zwei Ländern: den USA und Brasilien.

Erdöl, Ölsande und Ölschiefer sind das einzige große Reservoir flüssiger Kohlenwasserstoffe, das dem Menschen verfügbar ist (wenn man einmal von der kostspieligen Möglichkeit der Kohleverflüssigung absieht). Es ist ein Vorrat, der bei vorwiegender Verwendung in der petrochemischen Industrie für viele Generationen ausreicht. Seine Umwandlung in Energie ist ein Luxus, den wir uns nur so lange erlauben sollten, wie es unbedingt nötig ist. Hinzu kommt eine wenig beachtete Gefahr: Die exzessive Inanspruchnahme von Erdgas, Erdöl, Kohle, Ölschiefern und Ölsanden für die Energieerzeugung könnte nämlich eine weltweite Klimaänderung auslösen. Wegen der Wärmeabsorptionseigenschaft des in die Atmosphäre entlassenen Kohlendioxids würde es wahrscheinlich zu einer starken globalen Erwärmung kommen (auch gegenteilige Effekte, z. B. wegen der Trübung der Atmosphäre durch Rauch und Abgase, treten auf). Ihre Folgen wären einschneidender Art, besonders, da eine einmal sich abzeichnende Klimaverschiebung nicht mehr aufgehalten werden könnte. Unter diesem Blickwinkel haben fossile Brennstoffe eine Gemeinsamkeit mit der Plutoniumtechnologie: Beide bergen das vielleicht kleine, in Wirklichkeit aber unkalkulierbare Risiko einer ungewollten Katastrophe in sich. Langfristig gesehen werden vermutlich nur Sonnenenergie und Kernfusion die oben genannten Ansprüche erfüllen können.

Perspektiven eines Ölschieferabbaus in Deutschland

Abschließend ein Blick auf die Situation in der Bundesrepublik Deutschland mit ihren geringen Ölschiefervorräten: Die Bedingungen, die an eine Ölschieferlagerstätte hinsichtlich Ölausbeuten, Mächtigkeit der Flöze, Reserven und geologischer Lagerung zu stellen sind, lassen derzeit nur die Posidonienschiefer von Schandelah nordöstlich Braunschweig für einen Abbau im großen Stil geeignet er-



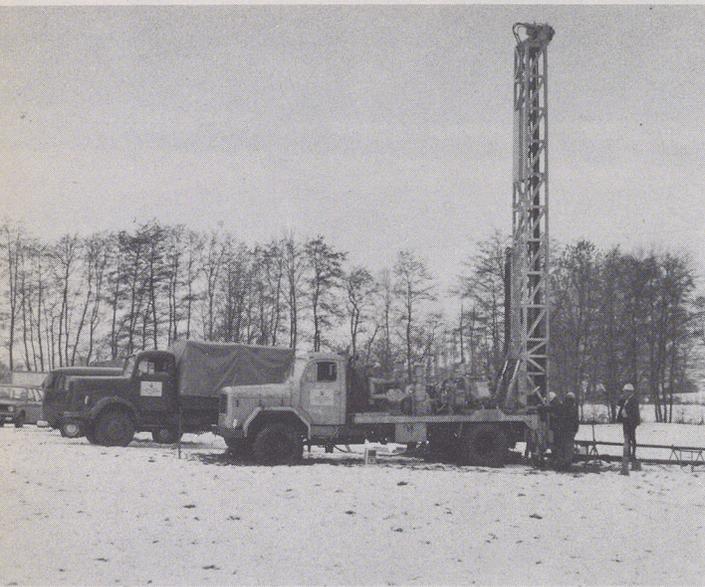
Das Gebiet des geplanten Ölschiefer-Tagebaus bei Schandelah

scheinen. Dort planen die Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke Helmstedt (BKB) und die Veba Chemie AG auf einer Fläche von 41 qkm einen Ölschiefertagebau, Schwelanlagen, eine Raffinerie und ein Kraftwerk zu errichten. Über einen Zeitraum von 27 Jahren sollen aus 1,4 Mrd. t Ölschiefer ganze 70 Mio. t Öl erschwelt werden (davon abzuziehen ist die für Abbau und Zerkleinerung des Schiefers einzusetzende Energie).

Hierzu sind einige kritische Bemerkungen angebracht. Die Lagerstätte von Schandelah ist die einzige große Lagerstätte dieser Art in der Bundesrepublik. Sie könnte einen mittelfristig zugänglichen Notvorrat darstellen, der nicht ohne triftigen Grund zerstört werden sollte. Ferner ist zu berücksichtigen, daß der vorgesehene maximale Ausstoß von 3 Mio. t. Rohöl pro Jahr nur etwa zwei Prozent des heutigen Mineralölverbrauchs der Bundesrepublik ausmacht, also keine Verringerung unserer Abhängigkeit von Energieimporten mit sich bringt. Täglich müßten allerdings dazu an die 200000 t Schiefer verschwelt werden. Der Abbau in Schandelah soll mittels konventioneller Techniken erfolgen, die die Umwelt in hohem Maße beeinträchtigen. Der ländliche Charakter und das noch weitgehend vor-

handene ökologische Gleichgewicht des Gebiets (eines der wenigen Naherholungsbereiche Braunschweigs, z. T. Landschafts- oder Naturschutzgebiet) werden zweifellos verlorengehen.

Der Verfasser ist der Meinung, daß nicht jedes Projekt, das technisch oder finanziell machbar ist, auch realisiert werden muß. Es ist fraglos sinnvoller, zunächst Ölschiefer mit hohen Ölausbeuten (die Posidonienschiefer liegen mit fünf Prozent im internationalen Vergleich an der unteren Grenze) in schwach besiedelten Landstrichen zu erschließen, als marginale Vorkommen inmitten einer Kulturlandschaft heranzuziehen. In den USA, deren Ölschiefer vorwiegend in Gegenden mit einer Bevölkerungsdichte von 1 Einwohner pro qkm liegen, werden die ökologischen und sozialen Auswirkungen einer Ölschieferindustrie sorgfältig studiert. Dies ist in Schandelah bisher nur in unzureichendem Umfang geschehen. Die Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe Hannover, die an der Erschließung der Lagerstätte beteiligt ist, scheint bedauerlicherweise übergeordnete Überlegungen energie-, landschafts- und umweltschutzpolitischer Art hintanzustellen. Die meisten Geowissenschaftler der Universitäten haben ohnehin den gewohnten



Flachbohrung zur Gewinnung von Bohrkernen für wissenschaftliche Untersuchungen.

Rückzug in den Elfenbeinturm der vermeintlich «reinen» Wissenschaft angetreten (arbeiten aber «vertrauensvoll» mit Behörden und Unternehmen zusammen). Das Fazit: Im Falle eines Abbaus wird die Bevölkerung der betroffenen Region große Nachteile in Kauf nehmen müssen, die nicht durch entsprechende Vorteile für die Allgemeinheit aufgewogen werden.

Noch ein Wort zu den Ölschiefern Württembergs: Seit geraumer Zeit führt eine große deutsche Erdölfirma Flachbohrungen auf die entlang des ganzen süddeutschen Albrands anstehenden Posidonienschiefer aus. Ein Teil der Bohrkern wird im Rahmen eines Ölschiefer-Forschungsvorhabens der Universität Tübingen nach paläontologischen, petrographischen und geochemischen Gesichtspunkten untersucht. Die Arbeiten sollen detailliertere Vorstel-

Ölschieferabbau und Landschaftspflege

Noch erinnern sich viele Mitbürger der mittleren und älteren Generation der grauen Schieferhalden im Albvorland, welche nach dem letzten Krieg die Landschaft verunstalteten. Im Tage-, wie auch im Bergbau waren dort große Mengen des Ölschiefers gewonnen und verarbeitet worden. Großflächige Abraumhalden bedeckten die Landschaft mit bröckelig-schieferigem Gestein. Nicht wenige Aufschlüsse blieben liegen und stellten für das Auge des Landschaftsbetrachters eine Belästigung dar. Heute ist über diesen ebenen Gruben und auch über die

lungen über die Entstehungsverhältnisse dieses Ölschiefers vermitteln. Darüber hinaus haben die Bohrungen den Charakter einer allgemeinen Bestandsaufnahme. Zur Zeit bieten die schwäbischen Ölschiefer aber auf Grund ihrer geringen Mächtigkeit und wegen des Abtauchens der Schichten unter die Alb nur geringen wirtschaftlichen Anreiz.

Ölschiefer stellt an sich einen wertvollen Rohstoff dar; aber er kann Erdöl nur bedingt ersetzen. Er sollte nach Möglichkeit nicht nur der Energieerzeugung zugeführt werden. Die Verfahren zur Ölschieferverwertung müssen hinsichtlich Rentabilität, Umweltverträglichkeit und eventueller Nebenprodukte optimiert werden. Die Einrichtung großer Tagebaue ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt weder notwendig noch wünschenswert, im Bereich der südwestdeutschen Posidonienschiefer sind sie wohl auch in naher und ferner Zukunft wenig sinnvoll.

Literatur

- BURGER, J. (1973): L'exploitation des pyroschistes ou schistes bitumineux. – Rev. Inst. Fr. Pétr. 28, 315–372. – EINSELE, G., MOSEBACH, R. (1955): Zur Petrographie, Fossilhaltung und Entstehung der Gesteine des Posidonienschiefers im Schwäbischen Jura. – N Jb. Geol. Paläont. Abh. Bd. 101, Nr. 3. – GARY, J. H., Hg. (1976): Proceedings of the 9th Oil Shale Symposium. – Colorado School Mines Quart., 71. Nr. 4. – GRIBBIN, J., Hg. (1978): Climatic change. – Cambridge University Press. – HOLOCH, R. (1978): Das Lager Schörzingen in der «Gruppe Wüste». In: VORLÄNDER, H., Hg. (1978): Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienst der totalen Kriegführung (Veröff. d. Komm. für geschichtl. Landeskunde in Bad.-Württ., Reihe B Forschungen, Bd. 91). – MAUGH II, TH. H. (1977): Oil Shale: Prospects on the Upswing . . . Again. – Science 198, 1023–1027. – SLADEK, TH. A.: Recent Trends in Oil Shale. Teil 1 (1974): Colorado Sch. Mines, Miner. Industr. Bull. 17, 6, 1–20; Teil 2 (1975): Colorado Sch. Mines, Miner. Industr. Bull. 18, 1, 1–21; Teil 3 (1975): Colorado Sch. Mines, Miner. Industr. Bull. 18, 2, 1–11. – YEN, T. F., CHILINGARIAN, G. V. (1976): Oil Shale, Elsevier, Amsterdam.

Rüdiger German

steilen Halden Vegetation gewachsen. Die Zeit hat dafür gesorgt, daß sich auf diesem «Ödland» wieder Pflanzen und auch Tiere eingestellt haben. Dies zeigt, daß in längeren Zeiträumen – und besonders, wenn die notwendigen Organismen aus nahegelegenen anderen Bereichen einwandern können – eine Wiederbesiedlung möglich ist. Insofern sind in einem Teil des Ölschiefergebiets zweifellos interessante Biotope entstanden. Zu ihrer Entstehung hätte es allerdings nicht zuerst einer Landschaftsverhandlung bedurft. Solche ökologischen Reserve-

flächen hätte man z. B. planmäßig anlegen können. Dadurch wären der Natur große Verluste z. B. an Tieren und Pflanzen erspart geblieben, die im Abbau- und Ablagerungsbereich während der Arbeiten zweifellos aufgetreten sind. Durch natürlichen Bewuchs, die sog. Sukzession (gemeint ist die natürliche Wiederbesiedlung des Gebiets), wurden allerdings die Schäden an den Formen der Landschaft (vgl. dazu GERMAN in Heft 2, S. 79 ff.) nicht beseitigt. Bis hier die Verwitterung und Abtragung an der Erdoberfläche das nachgeholt hat, was die Pflanzen- und Tierwelt in wenigen Jahrzehnten schafft, bedarf es wesentlich größerer Zeiträume, meist Jahrtausende oder gar länger. Noch liegen heute unter Sträuchern usw. verborgen künstliche Hangkanten mit übersteilen, also landschaftsfremden Neigungswinkeln oder geomorphologisch unmotivierten Absätzen. Für die Landschaft des Stufenlandes zwischen Schwarzwald und Alb bedeutet dies eine Verfälschung der Landschaftsformen.

Andere Flächen im Ölschiefergebiet und in dessen Nachbarschaft wurden nach dem letzten Krieg aufgeforstet. Deshalb begegnen wir dort großflächigen Fichtenpflanzungen, welche nicht gerade zur Belebung des Landschaftsbildes beitragen. Sie sind nur aus ihrer Zeit heraus zu verstehen, als eine Notlösung. Damals, als die Vertreter von Naturschutz und Landschaftspflege noch nicht wieder amtierten, und wenn, dann nur ehrenamtlich, gab es die wichtigeren Probleme des Wiederaufbaus. Deshalb müssen wir sehen, wie wir heute solche Flächen wieder beleben, z. B. durch Umwandeln in Mischwald.

Wir sehen: sowohl an den Landschaftsformen, als auch bei der Pflanzenwelt haben wir noch immer an den Folgen des Rohstoffabbaus zu tragen. Ist es da nicht absurd, wenn bereits wieder Pläne geschmiedet werden, den Ölschiefer endlich ganz zu nutzen? Zweifellos leben wir von der Natur und ihren Schätzen, und unstrittig haben wir durch manuelle und geistige Arbeit unsere Zivilisation und unseren Wohlstand erworben. Viele Menschen denken über die Herkunft dieses Wohlstandes nicht mehr nach. Daß wir hier durch die Vermarktung der Natur und ihrer Rohstoffe stellenweise immer wieder eine Art Raubbau betreiben, wissen viele nicht mehr, weil sich bedauerlicherweise unter uns ein naturwidriges Anspruchsdenken breitgemacht hat. Zweifellos kann in einer Demokratie durch Mehrheitsbeschluß das durchgeführt werden, was von der Mehrheit gewünscht wird. Ob sich diese politischen Ziele allerdings mit den ökologischen Belangen decken – und auf den Grundsätzen der Ökologie beruht letztendlich unser Dasein – ist eine ganz andere Frage. Es ist daher überraschend, daß nach der Ölkrise des

Jahres 1974 und auch in diesem Sommer wieder sofort die Frage der Nutzung des Ölschiefers in die Debatte geworfen wurde. Zweifellos gehört diese Überlegung in den legitimen Rahmen einer planmäßigen und vorausschauenden Vorsorge. Dies muß eindeutig anerkannt werden, weil Politikern vielfach vorgehalten wird, daß sie oft nur in 4jährigen Zeiträumen denken. Aber werden die Schäden aus dem «totalen Krieg» und einer verzweifelten Ausnutzung der Rohstoffquellen dann nicht mehr beachtet, wenn es um die Nutzung der letzten Energie-reserven geht? Um viel mehr als letzte und bescheidene Reserven handelt es sich bei unseren Ölschiefen des Lias epsilon nicht. Freilich gibt es heute modernere Gewinnungs- bzw. Nutzungsmethoden. So wurde z. B. die Verschmelzung unter Tage entwickelt. Das bedeutet, zur Gewinnung des Öls muß der Ölschiefer nicht zunächst in großen Gruben abgebaut und zutage gefördert werden. Vielmehr erfolgt das Austreiben des Öls im Gesteinsverband unter Tage.

Wer schon einmal einen älteren Ölschieferbruch besucht hat, dem fällt auf, daß sich das Gestein bei der Verwitterung aufbläht. Auch bei der Verschmelzung tritt durch die Verbrennung, der ein kleiner Teil des Öls im Gestein zum Opfer fällt, eine Raumzunahme auf. Diese beträgt meist etwa 15%. Bei der Mächtigkeit («Dicke») der Schichten des Lias epsilon, die in Württemberg zwischen 4 und 15 m schwanken (GEYER-GWINNER 1968), hätte dies immerhin meßbare Folgen, denn die Ausdehnung könnte natürlich nur nach oben erfolgen. Das hätte an der Erdoberfläche mit Häusern, Straßen, Gewässern, Mauern usw. unvorstellbare Schäden zur Folge, zumal eine gleichmäßige Hebung unwahrscheinlich ist. Deshalb wird von Geologen vorgeschlagen, vor dem Schwelvorgang wenigstens 15% des Gesteins im Untertagebau zu entnehmen, um die Raumzunahme von Anfang an zu kompensieren. Wie sich diese bisher wohl nur in unbewohnten Gebieten erprobte Methode allerdings in so dicht besiedelten Landschaften wie in Württemberg auswirkt, ist mir nicht bekannt. Der Lias epsilon kommt an der Erdoberfläche in unserem Land ungefähr auf 150 km Länge am Albrand vor und tritt dort in einer Breite von etwa einem Kilometer auf. Allein auf dieser Fläche liegen etwa 28 Ortschaften, Dutzende von Straßen, mehrere Bundesbahnlinien, und über 50 Bäche queren dieses Gebiet. Wenn eine Untertageverschmelzung durchgeführt würde, könnte der nutzbare Streifen jedoch auf ein Mehrfaches, vielleicht bis unter die Schwäbische Alb ausgedehnt werden. Das hätte allerdings beachtliche bergbauliche Maßnahmen zur Folge, insbesondere durch die Kom-

pensionsmaßnahmen wegen der Volumenzunahme im Rahmen der Verschmelzung. Doch wohin soll dieses Material? Schließlich ist 1/7 des zu verschmelzenden Ölschiefers keine Kleinigkeit, welche auf einer Deponie zusätzlich untergebracht werden könnte. Hier scheinen mir noch große Probleme zu liegen. Gerade die Landschaft könnte dadurch wieder einmal schwer geschädigt werden.

Aber noch eine andere Folge einer Untertageverschmelzung ist zu beachten. Zur Verschmelzung wird Luft und Sauerstoff benötigt. Diese dürften wohl durch die Stollen einfließen, welche zur Materialabfuhr erstellt würden. Das Abgas – und dieses enthält bekanntlich reichlich Schwefel – müßte dagegen durch Wetterschächte und Schornsteine geleitet werden, welche wohl auf der Schwäbischen Alb stehen würden. Dazu müßte das Schichtpaket des Braunen und Weißen Jura wiederholt punktförmig durchstoßen werden. Selbst wenn diese Kamine optimal mit Filtern ausgestattet würden, um den Forderungen des technischen Umweltschutzes zu genügen, wären solche Kamine selbst mit gefilterten Abgasen in einer so stark begangenen Erholungslandschaft untragbar, von den neuen Halden im Albvorland ganz abgesehen. Durch diesen perfekteren Abbau werden also noch mehr Menschen von den Folgen betroffen, als bei einem Tagebau. Man muß sich daher doch die Frage stellen: Ist solch ein Unternehmen sinnvoll oder nur *l'art pour l'art*? Ist es (noch einmal) notwendig, in einem der dichtest besiedelten Teile Mitteleuropas den letzten Energieträger zu gewinnen? Gibt es nicht andere Formen, das Dasein lebenswert zu gestalten, indem der auch klimatisch fragwürdige Energiezuwachs (FLOHN 1978) nicht nur eingedämmt, sondern sogar gedrosselt wird? Es ist dem Verfasser klar, daß wir eine hochentwickelte Wirtschaft in unserem Land besitzen und daß viele Arbeitsplätze in Gefahr geraten, wenn . . . Diese Probleme werden aber in vielleicht noch größerem Maße auftreten, wenn wir irrtümlicherweise meinen, daß unser Dasein allein von der Wirtschaft und Energiegewinnung abhängt. Wir sind auf dem besten Wege, durch Überbewertung wirtschaftlicher Fakten die Sicherung unserer ökologischen Grundlagen in Frage zu stellen. Die «heiligen Kühe» sehen wir meist nur in fremden Ländern, die eigenen zu erkennen (und wir besitzen eine ganze Reihe davon), bedarf es beachtlicher und vorurteilsloser Selbstkritik.

Die Pläne zur langfristigen Sicherung unserer Rohstoffe wären lobenswert, wenn nicht der Verdacht bestünde, daß damit der Verbrauch noch mehr angeheizt werden soll. Vorsorge ist gut, aber dann nicht einseitige ökonomische Vorsorge, sondern auf

der Grundlage ökologischer Überlegungen und Sicherungen. So wie bisher in der sozialen Marktwirtschaft praktiziert, führt das Vorhandensein von genügend Rohstoffen zu verstärktem Konsum. Wieviel wertvolle Rohstoffe liegen in unseren Müllhalden und in den Deponien begraben! Der Verfasser sieht in unserem gegenwärtigen Konsum eine riesige Verschleuderung wertvoller Rohstoffe, eine Vermarktung der Natur, welche im Grunde durch nichts gerechtfertigt ist.

Sind wir vielleicht konsumsüchtig? Dann hilft allerdings nur eine Entziehungskur wie bei anderen Suchtkrankheiten auch. Laufen wir, wenn wir nichts gegen dieses Verprassen tun, nicht Gefahr, ähnlich wie Süchtige, welche ständig höhere Dosen ihrer Aufputzmittel benötigen, eines Tages erschlafft am Ende unserer Lebensform zu stehen? Was macht das Leben wirklich aus? Dieser in Abwandlungen häufig zitierte Satz wird teilweise auf Banalitäten angewandt. Ist es wirklich die Zigarette, das Auto usw.? Wir sind schon arg materiell und zivilisiert geworden, wenn wir dergleichen für wesentlich halten. Bedenken wir, wie bescheiden demgegenüber die meisten Menschen auf der Erde leben müssen. Ob wir diesen Menschen auf Dauer durch die gegenwärtige Art der Entwicklungshilfe auch wirklich helfen, kann hier nicht geklärt werden. Auf alle Fälle dürfte für alle Menschen – auch in Mitteleuropa – ein natürlicheres, d. h. naturnahes Leben vorteilhafter sein, wie die vielfältigen Berichte über Zivilisationsschäden zeigen.

Als Menschen bilden wir uns ein, durch unsere Geistigkeit uns so weit über die Natur erheben zu können (z. B. durch die Technik), daß wir etwas ganz Besonderes sind. Wir haben die Fähigkeit, unsere Umwelt zu gestalten. Doch wenn wir die Regeln der Natur mißachten, dann können wir die Erde und damit uns selbst zugrunde richten. Es gibt Anzeichen dafür. Aber sie werden weithin als Naturkatastrophen hingenommen. Meist sind sie aber «hausgemacht». Deshalb muß der Landschaftspfleger sein mahnendes Wort erheben, wenn eine Übernutzung der Natur geplant ist. Diese «Nutzungsprobleme der Erde» (GERMAN 1979, S. 194) können nur auf ökologischer Grundlage und im Zusammenwirken aller Beteiligten gelöst werden.

Literatur

FLOHN, H.: Stehen wir vor einer Klima-Katastrophe? – Umschau in Wissenschaft und Technik, 77, 561–569. Frankfurt 1977. – GERMAN, R.: Der Landschaftsverbrauch hat Grenzen. SCHWÄBISCHE HEIMAT, H. 2/1979, 79–86. Stuttgart 1979. – GERMAN, R.: Einführung in die Geologie. 208 S., Stuttgart 1979. – GEYER, O. F. & GWINNER, M. P.: Einführung in die Geologie von Baden-Württemberg. 2. Aufl. 228 S., Stuttgart 1968.

Das Siebenmühlental im Schwäbisch-Fränkischen Wald

Alfred Weiss

Einzelhöfe und vielfach noch alte, mit Wasserkraft betriebene Mühlen in idyllischen, waldreichen Tälern bestimmen das vielgestaltige Landschaftsbild des gewässerreichen Schwäbisch-Fränkischen Waldes. Naturlandschaften und Kulturdenkmale ergänzen sich in idealer Weise.

Die Landschaftsgestaltung ist geologisch bedingt. Für den westlichen Teil ist eine außerordentlich starke Zertalung der von Nordwest nach Südost geneigten Lias- und Keuperschichten durch die dem mittleren Neckarraum zueilenden Flüsse und Bäche kennzeichnend. Im östlichen Teil haben das Flußsystem der Lein im Süden und der Fichtenberger Rot im Norden die Landschaft geprägt. Beide Flüßchen münden in den Kocher bei Abtsgmünd und Gaildorf. Sie haben noch die alte danubische Richtung in östlicher Richtung beibehalten. Hochflächen treten hier stärker hervor, und die Flußläufe mit ihren zahlreichen, meist von Norden her einmündenden Nebenbächen haben kein so starkes Gefälle. Dementsprechend sind auch die Auswirkungen auf Bodenbildung, Klima und Vegetation verschieden. Während im Westen alte Landoberflächen mit zu Versaurung und Moorbildung neigenden Böden sich nicht erhalten konnten, sind sie im Osten stärker verbreitet. Das Klima ist im Osten kontinental getönt, und Feuchtgebiete sind hier weniger selten. Hauptpflanzengesellschaft ist ein submontaner Buchen-Tannenwald mit mehr Buche im Westen und mehr Tanne im Osten. Sondergesellschaft in Feuchtgebieten ist der Erlenbruchwald.

Die Besiedlung erfolgte vom 9. bis 12. Jahrhundert meist in Einzelhöfen durch schleierartiges Aufreißen und Roden der früher nahezu geschlossenen Walddecke. Vorherrschend ist die Fachwerkbauweise. Ab 1500 entstanden zahlreiche Glashütten, worauf zahlreiche Orts- und Flurnamen noch heute hinweisen. Viel Holz wurde verkohlt für die Eisenhütten in Abtsgmünd, Wasseralfingen und Königsbrunn. Die zunehmende Besiedlung förderte und die zahlreichen Wasserläufe begünstigten die Entstehung zahlreicher Mühlen. Sie waren im damaligen Wirtschaftsgefüge ein lebensnotwendiger Bestandteil. Seit Elektrizität für die Energiegewinnung herangezogen worden ist, trat ein grundlegender Wandel ein. Heute sind viele dieser alten Mühlen zweckentfremdet worden. Kulturhistorisch wertvolle mit technisch historischen Einrichtungen werden immer seltener. Die noch vorhandenen alten Mühlengebäude sind meist dem Verfall preisgege-

ben. Die Besitzer sind nicht mehr in der Lage, sie instandsetzen zu lassen, weil der Betrieb unrentabel geworden ist. Diese Mühlen sind aber nicht nur Zeugen der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, sondern auch beliebte Anlässe für Volkslieder und Sagen. Die am meisten besungene Mühle ist die Klingenmühle bei Welzheim-Laufenmühle. Sie hat JUSTINUS KERNER während seines Wirkens in Welzheim (1812–1815) die Anregung zu seinem Gedicht «Dort unten in der Mühle . . .» gegeben, das 1814 von FR. GLÜCK vertont worden ist. Von dieser Sägmühle ist nichts mehr zu sehen, und die Mahlmühle ist schon lange stillgelegt.

Mit der Markierung eines Mühlenwegs sind im Welzheimer Wald die Mühlen in das Erholungsprogramm einbezogen, mit der Erneuerung des Mühlrads an der Meuschenmühle im Auftrag des Rems-Murr-Kreises ist das Ziel der Erhaltung dieser Kulturdenkmale erkannt worden. Es muß jedoch die Instandsetzung aller noch funktionsfähig gebliebenen alten mit Wasserkraft betriebenen Mühlen des Schwäbisch-Fränkischen Waldes angestrebt werden, um sie der Öffentlichkeit zugänglich machen zu können.

Das Siebenmühlental zwischen Alfdorf und Gschwend

Stellvertretend für die vielen anderen soll nachfolgend ein im südöstlichen Teil des Naturparks gelegenes, von Norden nach Süden verlaufendes, zum Flußsystem der Lein gehörendes Tälchen mit seinen Mühlen beschrieben werden.

Das Siebenmühlental erstreckt sich von Horlachen, unmittelbar westlich des Hagbergs (585 m), einer nach Norden vorgeschobenen Liasinsel mit Knollenmergelrutschungen und Quellhorizont am Westhang, wo der Hagbach entspringt, ungefähr 10 Kilometer nach Süden. Es beginnt mit einer nach Süden geöffneten Mulde, zieht sich dem Hagbach entlang über Brandhof nach Menzles, wo sich bei der Menzlesmühle der Hagbach mit dem Mosbach vereinigt und die Schwarze Rot bildet. Von dort folgt es der Schwarzen Rot über Hundsberg nach Hüttenbühl, um nach Vereinigung der Schwarzen mit der Finsteren Rot bei der Buchengehrener Sägmühle in das Leintal einzumünden.

Das Tal ist nirgends tief eingeschnitten, die Hänge tragen fast durchweg eine naturnahe, vielfach plenterwaldartige Nadelwaldbestockung mit viel Laub-

holzbeimischung. Durch die bis zu 200 Meter breite Wiesenaue schlängelt sich der Bach in zahlreichen Windungen, nur unterbrochen durch den Brandweiher und das Hüttenbühl-Rückhaltebecken. Bachgehölze begleiten noch fast durchweg die Wasserläufe. Feuchte Wiesen, Streuwiesen, Bachröhrichte und einzelne Schilfbestände wechseln ab.

Zur Erhaltung besonders wertvoller Feuchtgebiete sind daher folgende Naturdenkmale und ein Naturschutzgebiet ausgewiesen und beantragt worden:

1. Feuchtfläche beim Brandhof

Zwischen der Brandhofer Sägmühle im Süden und der Straße Gschwend-Brandhof-Horlachen im Norden befindet sich der Brandweiher mit seiner Verlandungszone und einem Sumpfbereich, das vom Hagbach durchflossen wird. Diese Feuchtfläche zeichnet sich durch das massenhafte Vorkommen von Fieberklee aus.

2. Trollblumenwiese am Hagbach

Etwa 300 Meter südlich der Brandhofer Sägmühle windet sich der Hagbach durch eine Streuwiese mit besonders schönem Pflanzenbestand, der sich, wie auch im Mosbachtal daneben, durch das Vorkommen zahlreicher Trollblumen, Wollgras, Blutauge, Sonnentau u. a. auszeichnet.

3. Streuwiese an der Schwarzen Rot

Das geplante Naturschutzgebiet an der Schwarzen Rot zwischen Hundsberger Sägmühle und der Straße Welzheim-Gschwend ist ebenfalls ökologisch besonders wertvoll und umfaßt neben Streuwiesen und Schilfbeständen einen zur Heinlesmühle gehörenden kleinen verlandeten Weiher.

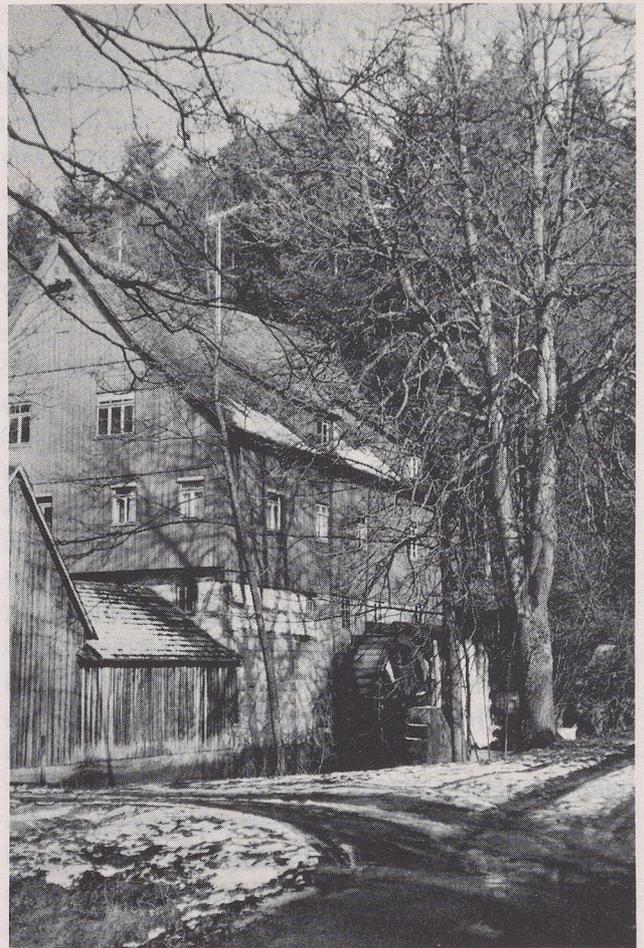
Harmonisch fügen sich die sieben Mühlen – wie an einer Perlenkette aufgereiht – in dieses Tal ein, das zu den schönsten und interessantesten des Welzheimer Walds zählt.

1. Brandhofer Sägmühle

Der Weiler Brandhof wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts angelegt. 1674 bestand er aus zwei limpurgischen Gütern und einer Sägemühle. Dabei lag der «große Brandsee». 1830 hat der Besitzer der Sägemühle eine Ölmühle errichtet. Außerdem befindet sich dort eine Haferstampfe (Viehschrotstampfe), die noch voll funktionsfähig ist und als besonders wertvolle technisch-historische Einrichtung angesehen werden muß.

2. Menzlesmühle

Diese Mahlmühle, im 14. bis 17. Jahrhundert auch Cronmühle genannt, ist 1721 abgebrannt und als schöner Fachwerkbau wieder aufgebaut worden. Die Grundgefälle gehörten dem Kloster Lorch. Das gute Quellwasser bei der Mühle ist in jüngster Zeit zu einer Wasserversorgungsanlage genutzt worden,



Die Menzlesmühle (Alle Fotos: A. Weiss)

von wo aus die im Zweckverband Menzlesmühle zusammengeschlossenen Gemeinden mit Wasser versorgt werden.

3. Hundsbergersägmühle

Der Hof Hundsberg, zu dem die Sägemühle gehörte, besteht mindestens seit dem 14. Jahrhundert. Eine Hälfte des heutigen Weilers gehörte zum Kloster Lorch, die andere zerfiel in sechs Lehen, wovon eines dem Kloster Adelberg, die anderen Limpurg zustanden. Die Sägemühle ist noch betriebsfähig.

4. Heinlesmühle

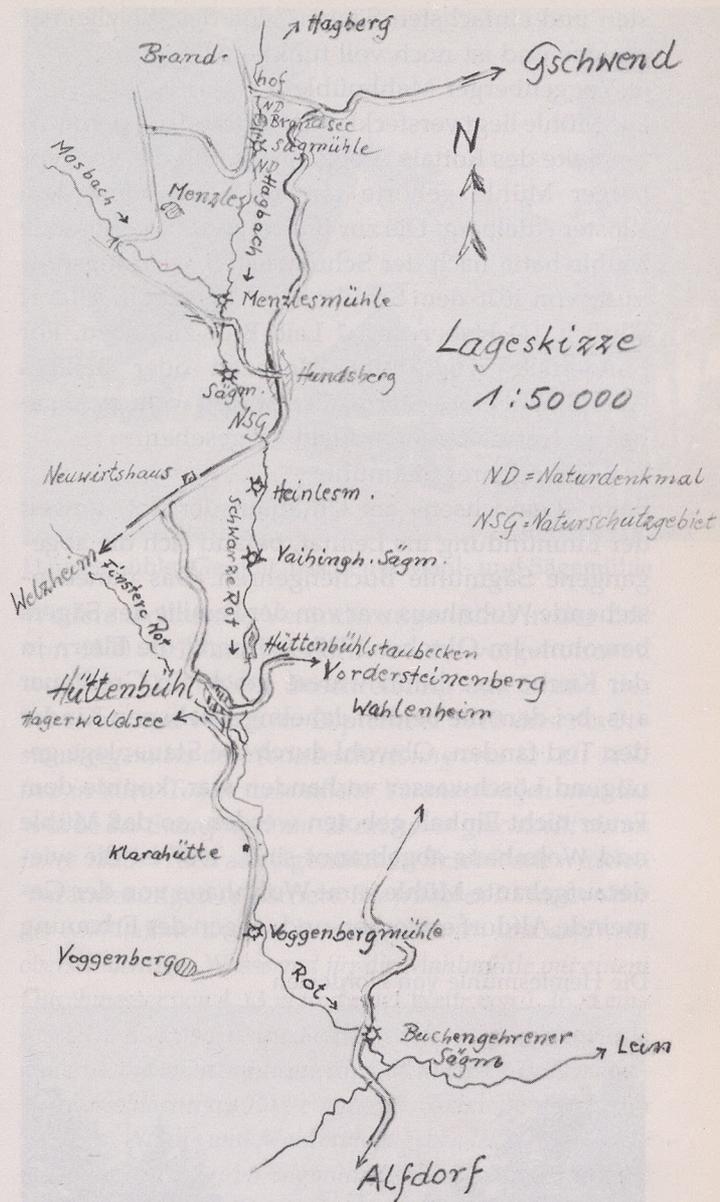
Schön verzierte Eingangsportale lenken die Blicke der Besucher auf den stattlichen Fachwerkbau mit der Jahreszahl 1809 über der Tür. Schon in der Hohenstaufferzeit stand hier eine Mühle. Sie gehörte nachweislich im 12. Jahrhundert der Stadt Schwäbisch Gmünd. Die «Barfüßer» hatten an ihr ein Gefäll. 1557 wurde die Mühle gegen andere Güter an die Herrschaft Limpurg-Sontheim-Gaildorf veräußert. 1574 wird die «Hainlinsmül» im limpurgischen Lagerbuch des Amts Gschwend (Seelach) aufgeführt. Zur Mühle gehörten außer der Mahl- und Sägemühle eine größere Anzahl Güter beim Bruck- und Birkhof. Die Mühle muß damals ein gut-



Heinlesmühle. Eingang mit Wappen

gehendes Unternehmen gewesen sein, da nicht unerhebliche Abgaben entrichtet werden mußten. Im Lagerbuch ist aufgeführt: 2 Gulden in Gold, 4 Viertel Habern, 2 Faßnachtshühner, 1 Vogthuhn, zur Wegläufin, (Wegunterhaltung) 5 Pfund (eine im 15. Jahrhundert eingeführte Silbermünze, die etwa 12 Kreuzer entsprach) und ebensoviel Handlohn. Weiter heißt es dort: ist sonst meinem gnädigen Herrn mit aller Obrigkeit,

Heinlesmühle. Die Familie Bareis gab der Mühle die heutige Form.



nichts ausgenommen, unterworfen. Gibt auch großen und kleinen Zehnten von der Mahl- und Sägemühle. Die über dem Eingangsportal angegebene Familie BAREIS (früher PAREISS) bewirtschaftete die Mühle von 1672 bis 1849, 1806 kam sie in Eigenbesitz. 1849 mußte die Mühle wegen zu hoher Ausdinglasten verkauft werden. Sie ist die einzige Mühle in der Gegend, die ein oberschlächtiges Mahlmühlenrad mit einem direkt daneben liegenden Sägmühlenrad aufzuweisen hat. Das Mahlmühlenrad ist leider im Winter 1976/77 zusammengebrochen.

5. Vaihinghofer Sägmühle oder «Hummelsgautsche»

Sie steht wenige 100 m unterhalb der Heinlesmühle. Als Besitzer des Vaihinghofs wird im 14. Jahrhundert der Gmünder Bürger HEINRICH WOLF genannt. Er verkauft Hof und Sägemühle an das Kloster Lorch. Die Hummelsgautsche gehört zu den älte-

sten und einfachsten Sägemühlen des Welzheimer Waldes und ist noch voll funktionsfähig.

6. Voggenberger Mahlmühle

Die Mühle liegt versteckt am Waldrand auf der rechten Seite des Rottals. Voggenberg und die Voggenberger Mühle gehörte im 16. Jahrhundert dem Kloster Adelberg. Die zur Pfarrei Alfdorf gehörende Mühle hatte nach der Schulmeisterbesoldungsordnung von 1626 dem Schulmeister-Mesner in Alfdorf jährlich 1/4 Haber und 1 Laib Brot zu geben. Für Sonderfälle wie Taufe, Hochzeit oder heiliges Abendmahl eines Sterbenden waren weitere Abgaben in Naturalien oder Geld vorgesehen.

7. Buchengehrer Sägmühle

Beim «Leinoxsen» am Unterlauf der Rot, unweit der Einmündung ins Leintal, befand sich die abgegangene Sägmühle Buchengehren. Das danebenstehende Wohnhaus war von der Familie des Sägers bewohnt. Im Oktober 1737, während die Eltern in der Kirche zu Alfdorf waren, brach ein Großfeuer aus, bei dem die beiden daheimgebliebenen Kinder den Tod fanden. Obwohl durch die Stauanlage genügend Löschwasser vorhanden war, konnte dem Feuer nicht Einhalt geboten werden, so daß Mühle und Wohnhaus abgebrannt sind. 1907 ist die wiederaufgebaute Mühle samt Wohnhaus von der Gemeinde Alfdorf erworben und wegen der Erbauung

einer zentralen Wasserversorgungsanlage mit Förderwerk abgebrochen worden. Heute befindet sich dort die Pumpstation der Alfdorfer Wasserversorgungsgruppe.

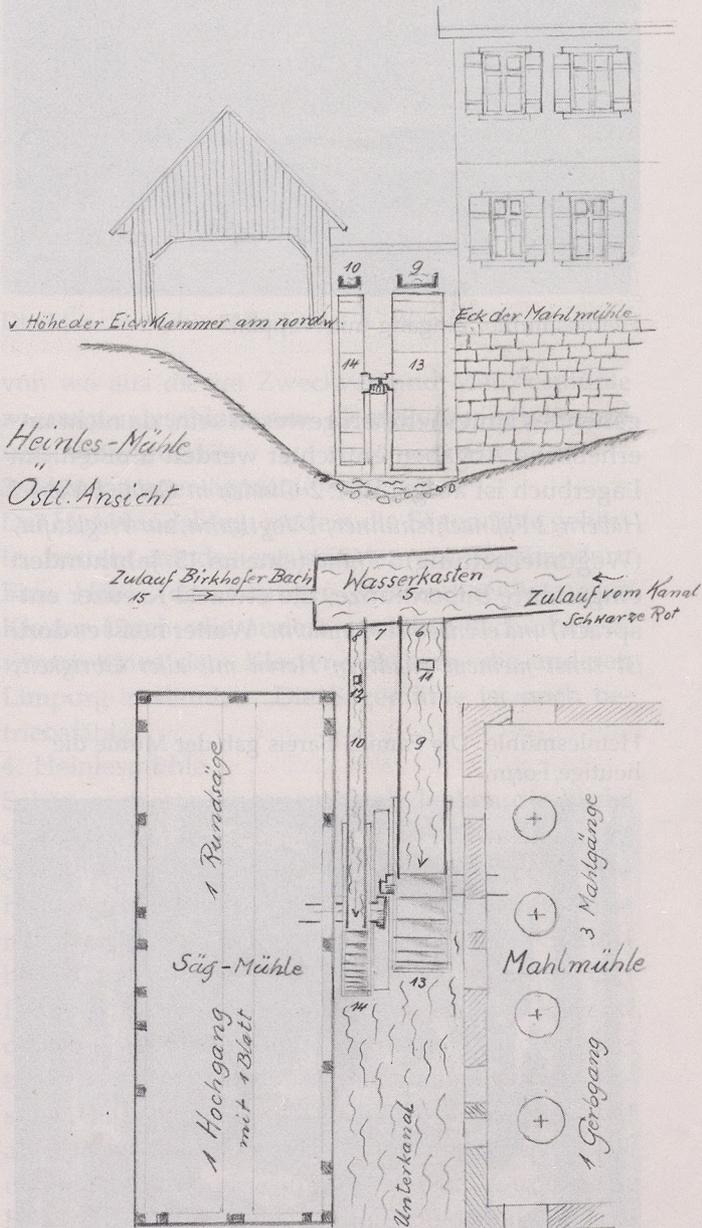
Die Mühlen sind alle als Triebwerk im Wasserrechtsbuch eingetragen. Aus diesem können viele historisch-technisch interessante Einzelheiten entnommen werden. Beispielhaft soll nachfolgend die Heinlesmühle nach dem Wasserrechtsbuch beschrieben werden:

Zur Mühle gehört ein Wohnhaus mit Mahlmühle, ein Kellerhaus, ein Sägmühlengebäude, sowie eine Scheuer und ein Backhaus. Über die technischen Einrichtungen erfahren wir erstmals 1850 anlässlich der Verlegung des Fallenwehrs, die notwendig ge-

Die Heinlesmühle von Nordosten



Auf- und Grundriß der Heinlesmühle



worden war, weil das alte Wehr des öfteren vom Hochwasser beschädigt und unhaltbar geworden war. Hierzu der Oberamtsmühlenschauer Remppis an das Kgl. Oberamt Gaildorf am 28. 3. 1850: . . . *gehorsamst zu berichten, daß das alte Wöhr letzten Winter ausbrach und an derselben Stelle wiederhergestellt werden wollte. Trotz der aufgewandten Mühe und tief eingeramnten Pfählen war dieß aber nicht möglich, weßhalb es zum 2 ten Mal ausbrach.* Ferner heißt es in einem Protokoll der Gemeinde Vordersteinenberg vom 12. 12. 1850: *Der Besitzer der Hainlensmühle Gottlieb Fischer hat in Folge der ihm auf sein Ansuchen unterem 28. 5. 1850 erteilten Regierungsconcession sein seitheriges Wöhr an der Roth wegen mangelhaften Grundes herausgenommen und dasselbe nach den seitherigen Dimensionen an einer tauglichen Stelle 150' (ca. 43 m) oberhalb der Welzheimer Straße eingesetzt. Nach Vollendung des neuen Wöhrs soll auf Rechnung des Mühlenbesitzers untersucht werden, ob vorschriftsmäßig gebaut worden ist, und sofort eine genaue Beschreibung des ganzen Mühlenbaues, nachdem eine Eichklemme gesetzt worden sey, urkundlich zur Begründung künftiger Visitationen aufgenommen werden.*

Im Protokoll mußten alle beteiligten Güterbesitzer unterschreiben, daß sie mit der Baumaßnahme einverstanden waren. Interessant ist, daß es sich auch damals bei der oberhalb liegenden Hundsberger Sägmühle um zahlreiche Besitzer («Theilhaber») gehandelt hat. In der Beschreibung des Wehrs wird festgestellt: . . . *daß das neue Wöhr an die früher bezeichnete Stelle, 150' oberhalb der Welzheimer Straße gesetzt wurde, daß dasselbe gleich hoch und in gleicher Weite wie das alte Wöhr hergestellt und mit Zugwelle, Kette, Hebel und Fallensteeg versehen worden ist. Der neue Abflußgraben wurde 10' breit (ca. 2,86 m) mit 1½ füßiger Böschung ausgestochen und angelegt.*

Die Einrichtungen der Mühle wurden wie folgt beschrieben: *Die Mahlmühle enthält 2 Mahlgänge und 1 Gerbgang, welche durch je 3 je 12'5" (3,58 m) hohe, 18" (0,515 m) breite überschlächtige Räder betrieben werden. Die hinter der Mahlmühle befindliche Sägmühle hat 1 Gang und wird durch ein Fladerrad betrieben.*

An der Mühle befanden sich also vier Wasserräder. Alle Seitenbäche der Roth, die in der Nähe waren, wurden für das Triebwerk herangezogen. In der Beschreibung heißt es dazu: *Oberhalb dem neuen Wöhr und in kurzer Entfernung befindet sich auf der rechten Seite der Roth ein dem jeweiligen Mühlenbesitzer gehöriger kleiner See (beim geplanten Naturschutzgebiet), um das Wasser von der dortigen Klinge zu sammeln. In der Nähe der Stelle, wo sich das alte Wöhr befand, wird das Wasser aus dem Thale östlich Hundsberg mittels einer hölzernen Rinne über die Vertiefung hinüber in den Mühlkanal geleitet.*



Heinlesmühle. Gesamtansicht mit Mahl- und Sägmühle

Weitere technische Veränderungen sind in der Zeit von 1850–1910 am Wassertriebwerk vorgenommen worden. Nach einer Beschreibung auf Grund der Wasserschau vom 5./6. September 1910 weist der Bestand gegenüber der Werksbeschreibung vom 12. 12. 1850 fast in allen Teilen wesentliche Veränderungen auf. So wurde der Stauspiegel um 13 cm höher geschwellt als im Jahre 1850. Auch am eigentlichen Triebwerk wurden Veränderungen registriert: *Die früheren 3 Wasserräder der Mahlmühle wurden herausgenommen und dafür ein überschlächtiges Wasserrad für die Mahlmühle mit einem Durchmesser von 4,13 m und einer Weite von 1,16 m eingesetzt . . . Das frühere Flatterrad der Sägmühle wurde entfernt und an Stelle dieses ein 4,04 m hohes, 0,59 m weites überschlächtiges Rad eingesetzt. Betrieben wurden 1910: im Wohn- und Mahlmühlengebäude: 3 Mahlgänge und ein Gerbgang; im Sägmühlengebäude: ein Hochgang mit 1 Blatt und eine Rundsäge. Dieser Zustand blieb im wesentlichen bis heute erhalten.*

Notwendige Berichtigung

HANS KLAIBER, Verfasser einer Monografie über PHILIPPE DE LA GUËPIÈRE, hat mich in einem Brief freundlicherweise auf zwei Unstimmigkeiten in meinem Aufsatz «Die Pfarrkirche von Oberdischingen» aufmerksam gemacht: Ich schrieb (SCHWÄBISCHE HEIMAT, 2/79) von der «Zusammenarbeit» THOURETS mit DE LA GUËPIÈRE; diese konnte sich nicht ergeben haben, da THOURET erst ein Jahr vor dem Ausscheiden DE LA GUËPIÈRES geboren wurde (1767). Ferner wurde THOURET vom Stuttgarter Hof und nicht von Herzog CARL EUGEN aus Rom zurückberufen; THOURET war erst zwischen 1801 und 1804 mit der Umgestaltung von Monrepos beschäftigt. – Aber diese notwendigen Korrekturen berühren in keiner Weise meine begründete Annahme, daß THOURET für den Bau der Pfarrkirche in Oberdischingen in Frage kommt. Ehrenfried Kluckert

Karl III oder Karl III.?

Die Einrichtung eines Leserforums ist zu begrüßen. Diese Beiträge werden daher sicher gerne gelesen. Mitunter werden sie zum Widerspruch reizen. So dürfte die Antwort des Redakteurs der SCHWÄBISCHEN HEIMAT auf die Frage 2 (in Heft 1/1979 S. 52), daß römische Ziffern in Verbindung mit Personennamen auch ohne Punkt eindeutig als Ordnungszahlen zu erkennen seien, in der Regel nur bei Herrschernamen zutreffen. Wenn in einer Schulklasse, einer militärischen Einheit, einer studentischen Korporation oder einer sonstigen Gruppe mehrere Mayer, Müller, Hermann usw. vorkommen, werden sie häufig mit den Zahlen I, II, III usw. unterschieden. Diese werden dann als Grundzahlen gesprochen, also Mayer eins, Müller zwei (wenn nicht zwei), Hermann drei, und vielleicht sogar wie zusammengesetzte Familiennamen, etwa Mayer-List, Müller-Palm u. ä. empfunden. Dem-

Oaneweag!

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT wird wohl wegen der Schreibung der Mundart keinen Papierkrieg anfangen wollen. Ich weiß auch nicht, obwohl ihn VOGT mit seinem Artikel eigentlich schon begonnen hat und mich als zu bekämpfenden Gegner nennt.

Nun sind mir aber inzwischen zwei Äußerungen zu meiner Einstellung in «Augart» zugegangen, eine zustimmende und eine stark polemische; es könnte deshalb sein, daß von anderer Seite aus ein solcher Papierkrieg eingeleitet wird . . .

In der Mundartdichtung ist eine Richtung Mode geworden, die eine möglichst genaue Wiedergabe der Lautung anstrebt. Sie ist nicht bei uns entstanden, sondern von draußen zu uns hereingeweht worden, soll jetzt aber auch bei uns gelten. Es sieht fast so aus, als ob die Schwaben sich dagegen wehren wollten, daß sie als rückständig gelten könnten, daß man von ihnen sage: Nix Kultura. So tut man lieber der Mundart Gewalt an und richtet das Schwäbische, das doch ein wesentliches Stück Heimat ist, nach einer Mode, die von draußen kommt . . .

Zur Begründung der das Phonetische so stark betonenden Art wird gesagt, Sprache sei doch nicht in erster Linie Geschriebenes, sondern Gesprochenes, Gehörtes, es müsse deshalb der Klang möglichst genau angedeutet werden. Wenn Mundartgedichte aber geschrieben werden, sind sie eben doch Geschriebenes und müssen sich deshalb wohl oder übel nach der allgemein vertrauten Art des Schreibens ausrichten, so gut, als es eben möglich ist. Geschriebenes gibt Bilder, nicht ohne weiteres Klänge; sind uns Wortbilder aber vertraut, so können wir aus ihnen Klänge hören. Wenn man aber bei einer Wortgestalt den Sinn errätseln muß, so geht der Klang sicher verloren, auch wenn er noch so deutlich dargestellt worden wäre.

nach wird die Zahl beim Schüler Hermann III anders ausgesprochen als beim Markgrafen Hermann III. von Baden. Richtig ist, daß die Angelsachsen die Herrscherzahlen, obwohl sie auch bei ihnen Ordnungszahlen sind, ohne Punkt schreiben: Henry VIII = Henry the Eight, was sie ja aber auch beim Datum tun, wenn sie statt March 15th nur March 15 schreiben, aber the fifteenth sprechen. Dagegen beehren die Franzosen nur den ersten Namensträger mit der Ordnungszahl premier, ausnahmsweise auch einen großen zweiten, wie gelegentlich die Friedriche von Hohenstaufen und von Preußen als Frédéric second, sonst aber numerieren sie mit Grundzahlen: Louis deux, Henri quatre, und schreiben daher Louis II und Henri IV mit Recht ohne Punkt. Wir aber sollten unsere Ordnungszahlen auch als solche, d. h. mit Punkt, schreiben und es in Kauf nehmen, wenn gelegentlich am Satzende zwei Punkte aufeinander folgen.

Dr. Hans-Ulrich Frhr. v. Ruepprecht

Das gilt für unsere Muttersprache als hochdeutsche Schriftsprache, das gilt mindestens ebensogut für die Mundart, ja es gilt sogar auch für die Fremdsprachen . . . Als Kennzeichen, geradezu als hochgeschätztes Symbol der neuen Schreibung mag der Buchstabe X gelten. Mit ihm ist es ja schon in der allgemeinen Schreibung eine ziemlich heikle Sache, da die Lautverbindung verschieden dargestellt werden kann: *gs, ks, cks, chs, x*. Die Vorliebe der Mundartschreiber für diesen Buchstaben ist bei einer Richtung auf das Phonetische eigentlich widersinnig, ist doch X nicht ein einzelner Laut, sondern das Zeichen für die Verbindung zweier Laute. Wenn man Laute klar bezeichnen will, so sollte man nicht zwei in einem Zeichen zusammenfassen. Die Verbindung zweier Laute in Z wird aufgelöst, und es wird *d-s* geschrieben; wo die Laute *g-s* gesprochen werden, da wird – unphonetisch! – das Zeichen X gesetzt: dort *härds, schbads, schdirsd*, hier *xichd, xsedsd, wäxl* für Herz, Spatz, stürzt, Gesicht, gesetzt, Wechsel . . .

Die Sache mit dem X ist aber gar nicht so neu und so bedeutsam, wie ihre Verfechter meinen. Schon vor Jahrzehnten konnte man den Kraftspruch hören: *Xondheit, Xerxes, Xaver, Xangbuch, Xälzbrot, xoffe! alles mit X; aber Himmelfahrtsfest schreibt mr mit Z*. Was hier derber Witz sein soll, soll nun für die Mundart gute Schreibung sein . . .

Wir wollen die MICHEL BUCK, AUGUST LÄMMLE, SEBASTIAN BLAU, weil sie nicht nach der heutigen Mode gedichtet und ihre Verse geschrieben haben, wie es ihnen gut schien, nicht in die Gerümpelkiste werfen . . . Unsere bisherige Mundartdichtung ist *gsond ond monter*, auch wenn sie nicht *xondon mondr* schreibt. Unsere Mundartklassiker würden zur heutigen Mode sagen: *Oaneweag!*

Prof. Karl Häfner

Buchbesprechungen

Landesbeschreibung

ALBRECHT BRUGGER: **Baden-Württemberg**. Eine Landeskunde im Luftbild mit Texten von HERMANN BAUMHAUER und ERICH RUCKGABER. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1979. 258 Seiten, 161 Fotos, 125 farbig. Leinen DM 89,- Ein nobles Geschenk macht der Verlag zu seinem Jubiläum dem Land, mit dem sein Verlagsprogramm vor allem zu tun hat, und allen denjenigen, die im Wortsinne «des Landes kundig» sein wollen – etwa, um es besser als Heimat begreifen zu können. Auf die hervorragende technische Qualität wie auf den hohen bildnerischen Rang der Luftbilder ALBRECHT BRUGGERS braucht man hierzulande nicht besonders hinzuweisen. In zwölf Abteilungen werden die 161 Abbildungen dieses Bandes dargeboten: *Das Bild des Landes – Siedlungslandschaft – Verkehrslandschaft – Industrielandschaft – Stadtlandschaft – Land der Residenzen – Land der Burgen – Klosterlandschaft – Hochschullandschaft – Zivilisationslandschaft – Erholungslandschaft – Landschaft im Luftbild*. Hier gewinnt der Benutzer Einblicke, die nur Luftbilder zu geben vermögen – und die diese nur dann so deutlich wie hier zu geben vermögen, wenn sie jeweils so prägnant von einem kundigen zusammenfassenden Essay vorbereitet und von begleitenden Erläuterungen erschlossen werden. (Man sollte sich die Mühe des Blätterns machen und die Bilderläuterungen zu jedem Bild lesen!) Nicht aus Bequemlichkeit, sondern weil damit das Besondere dieser «Landeskunde» sehr genau getroffen ist, sei abschließend das Vorwort zitiert, mit dem HANS SCHLEUNING im Namen des Verlags den Band einleitet: *In Gestaltung und Aufteilung des Buches haben (Autoren und Verleger) versucht, die vielfältigen und durchaus widersprüchlichen Aspekte dieses Landes zu ordnen und aufzugliedern. Bewußt wurde hier nicht der herkömmliche und einfachere Weg der landschaftlichen Einteilung gesucht, obwohl es galt, ein möglichst geschlossenes Bild des Landes zu zeigen und die landschaftlichen und lokalen Besonderheiten soweit wie möglich zu berücksichtigen. Vollständigkeit kann aber kein Kriterium für eine Auswahl sein, die das Exemplarische herausstellen, nicht nur auf hinlänglich bekannte Motive zurückzugreifen will und soweit wie möglich ganz neue, auch außergewöhnliche Bilder zeigen möchte. Die künstlerischen Möglichkeiten der Luftbildfotografie waren ebenso zu berücksichtigen, wie gelegentlich bewußt kritische «Bestandsaufnahmen», die sich dem Luftbildfotografen heute in zunehmendem Maße aufdrängen.*

Willy Leygraf

LANDESARCHIVDIREKTION BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg): **Das Land Baden-Württemberg**. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1978. Band III: Regierungsbezirk Stuttgart, Regionalverband Mittlerer Neckar. 580 Seiten, 24 Abbildungen. Leinen DM 60,-. Band VII: Regierungsbezirk Tübingen. 882 Seiten, 36 Abbildungen. Leinen DM 75,-.

Mit diesen beiden Bänden ist der Gesamtplan des auf acht Bände ausgelegten Werkes fast erfüllt: es fehlen noch die Regionalverbände Franken und Ostwürttemberg im Regierungsbezirk Stuttgart, der Regierungsbezirk Freiburg und der Registerband. Grad diesen vermißt man am meisten. Denn wer nicht weiß oder mit anderen Hilfsmitteln feststellen kann, in welchen neuen Verwaltungsverband es die früheren kleineren Gemeinden durch die Verwaltungsreform verschlagen hat, der bleibt trotz all der in diesen Bänden zusammengetragenen Informationen ohne jede Hilfe und Auskunft. (Wenn man doch wenigstens Übersichtskarten mit den alten Ortsnamen und den neuen Gemeindegrenzen beigefügt hätte!) – Zwei Anmerkungen, die nur indirekt mit diesem Werk zu tun haben: 1. Die Statistiken z. B. über die Bevölkerungsentwicklung oder über Arbeitsplätze und Arbeitnehmer geben ein wenig genaues Bild, weil abgelegene ländliche Ortsteile und städtische Zentralorte in einen Topf geworfen und dann mit ganz anders zusammengesetzten Mischungen verglichen werden. – 2. Die von Ort zu Ort angebotenen Informationen enthalten im Verhältnis zu den knappen Beschreibungen gegenwärtiger Zustände z. T. ausführliche Angaben zur Geschichte (Ortsadel, Lehensherrschaften u. dgl. m.). Frage: werden künftige Benützer noch so viel Umgang mit der Geschichte gelernt haben, daß sie mit solchen Angaben etwas anfangen können?

Johannes Wallstein

MAX RIEPLE: **Schwarzwald-Baar**. Mosaik eines Landkreises. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1979 (2. Auflage). 132 Seiten, 100 Abb., davon 24 in Farbe. Leinen DM 38,- Zwei Landschaften bestimmen den hier dargestellten Landkreis: die weiten Flächen der Baar und das Waldgebirge des Schwarzwalds um St. Georgen, Triberg, Furtwangen. Der Autor – einer der besten Kenner dieser Landschaft – geleitet den Leser von Ort zu Ort und erläutert ihm die Kostbarkeiten aus der Vergangenheit so gut wie die Besonderheiten der Gegenwart. Immer wieder gibt es Verzahnungen, werden Traditionen sichtbar. So zum Beispiel, wenn von Uhren die Rede ist: sie beherrschen die Museen so gut wie die Industrie der Gegenwart. Auch die Narren sind hier inzwischen «museumsreif»: in einem ehemaligen Solebehälter in Bad Dürkheim ist ein Fasnachtsmuseum entstanden; aber immer noch ist die Tradition lebendig; man sieht einen Maskenschnitzer bei der Arbeit. Ein anderes Beispiel: Donaueschingen beherbergt reiche Schätze aus Kunst- und Literaturgeschichte, zugleich ist es Treffpunkt der Avantgarde bei den Donaueschinger Musiktagen. So begegnet man in dem einleitenden Essay wie in den Bildern dieses Bandes immer wieder den für diesen Landkreis typischen Kontrasten, die seine Vielfalt und seine gegenwärtige Lebendigkeit ausmachen.

Maria Heitland

MATTHÄUS MERIAN/MARTIN ZEILLER: **Baden**. Beschreibung von Städten und Orten im Badnerland. Verlag Rombach Freiburg 1979. 140 Seiten, 40 Stiche, 1 Übersichtskarte. Pappband DM 29,-

Aus den Bänden «Suevia», «Alsatia», «Palatinatus Rheni» und «Franconia» werden 40 Stiche in sehr sorgfältigen und ausreichend großen Reproduktionen zusammengestellt zur Bestandsaufnahme eines Landes oder Landesteils in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Eines Landesteils, von dem damals in keiner Weise Einheit oder Zusammengehörigkeit zu erkennen war. Die Aufreihung folgt nicht – wie bei MERIAN – dem Alphabet, sondern ordnet die Orte zwischen Wertheim und Meersburg von Nord nach Süd ein. (Inhaltsverzeichnis, Register und Übersichtskarte erleichtern das Auffinden der einzelnen Abbildungen und Beschreibungen.) Die ZEILLERSchen Beschreibungen wurden nur aufgenommen, soweit sie *weitergehende Informationen* vermitteln. Außerdem wurden die Texte gekürzt und modernisiert. Für derartiges Vorgehen gibt es keine festen Regeln. Für meinen Geschmack jedoch ist durch freies «Übersetzen» oder gar «Nacherzählen» viel vom Authentischen verlorengegangen. Es ist eben ein Unterschied, ob die Reichenau eine halbe Meile *unter* Konstanz liegt – oder von diesem *entfernt*, ob sie *gar mitten* im See liegt oder *sogar mitten*. Aber das ist eine Frage des Geschmacks.

Johannes Wallstein

ARTHUR MAXIMILIAN MILLER: **Allgäuer Dorf im Jahresreiten**. Ein Bilderbuch von Kinderhand. Verlag für Heimatpflege Kempten 1979. 61 Seiten, 25 meist farbige Bilder. Leinen DM 19.80

Eine freundliche Welt tut sich hier auf: Der Jahreslauf in einem Allgäu-Dorf, gesehen und dargestellt von Kindern einer Zwergschule. Heile Welt des Dorfes, Heile Welt der Schule –. Die Monat für Monat die Kinderzeichnungen liebevoll kommentierenden Texte geben sich genauso heimelig – aber sie verraten auch, daß es eine vergangene Zeit, eine verlorene Welt ist, die hier mit den fast vierzig Jahre alten Kinderzeichnungen festgehalten wird. Und da sieht man es auch deutlicher in den Bildern: der Schneepflug wird von Pferden gezogen, kein Lift und keine Seilbahn fördert den Wintersportbetrieb. Nichts von Hotels oder gar von Reisebussen; und selbstverständlich wird die Landwirtschaft noch nach Urväterweise betrieben. Wenn man es von dieser Seite betrachtet, wird dieses «Bilderbuch» zu einem Dokument: es stellt ein Allgäudorf dar in einer Zeit, als es zwar schon elektrischen Strom, aber noch keinen Fremdenverkehrsstrom gab und höchstens hin und wieder ein paar *kühne Kletterer* – *gewiß sind die aus Stuttgart!* Immerhin: Wer das Allgäu mag und ein Auge hat für Kinderzeichnungen, der wird an diesem «Bilderbuch» seine Freude haben. (Wie wär's, wenn der Verlag zur Ergänzung ein zeitgenössisches herausbrächte?!)

Maria Heitland

Aus der Geschichte

HANSMARTIN SCHWARZMAIER: **Staufisches Land und staufische Welt im Übergang**. Bilder und Dokumente aus

Schwaben, Franken und dem Alpenland am Ende der staufischen Herrschaft. Sigmaringen: Jan Thorbecke Verlag 1978. 171 Seiten, viele Bilder. Gebunden DM 38,-
SCHWARZMAIERS Buch setzt sein erstes, hier (SH 1977 Seite 63) besprochenes fort. Das Todesjahr FRIEDRICH BARBAROSSAS, 1190, bildet einen tiefen Einschnitt, der die staufische Wende einläutete. Schließlich wird auch FRIEDRICH II *Verwandler der Welt* genannt. Das «staufische Milieu» verlagerte sich weltweit.

SCHWARZMAIER geht aus von einem sehr kritischen Einwand zum Stauferjahr 1977: *Seltsamerweise ist bei all dem die Frage, was staufisch eigentlich sei, im Hintergrund geblieben*. Diesem so unklar gebliebenen «Staufischen» spürt SCHWARZMAIER auf eine sehr ehrliche, gar nicht attraktive Art nach, indem er von den Quellen ausgeht, um sie «sprechen» zu lassen. Die Kommentare dazu fallen dann behutsam aus. Wenn am Schluß des Buches klar wird, daß Schwaben (wenigstens) eine verlässliche Stütze des Reiches war, dann will das schon viel heißen. Ein Zeitalter lang stellte Schwaben den Mittelpunkt des Reiches dar, wo die politische, wirtschaftliche und künstlerische Dominante herrschte. Wenn die Staufer dies auch nicht «wollten», wenn sie auch nicht zu den Protagonisten ihrer Zeit wurden: dies zu erkennen, zu verstehen, ist auch eine Frucht des Jahres 1977.

Wohlverstanden: es geht hier nicht um leichtfertige Kritik an den Staufern. Was am historischen Tisch seziiert wird, ist Geschichte im Auf und Ab der Siege und Fehlschläge. Wenn ein Buch dieser Tiefenwirkung zu solchen Resultaten kommt, dann dürfen und wollen wir sie akzeptieren. Die durchweg guten farbigen und schwarzweißen Bildbeigaben veranschaulichen in Stein und auf Pergament unser Bild von einer vielfältigen Umbruchszeit.

Wolfgang Irtenkauf

HERBERT BERNER (Hg): **Bodman**. Dorf, Kaiserpfalz und Adel. Band 1. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 352 Seiten, 34 Abbildungen auf Tafeln, zahlreiche im Text, Kartenskizzen. Leinen DM 58,-

Seit dem 9. Jahrhundert wird jener See, den die Römer mit dem Namen «lacus Venetus» oder «lacus Brigantiae» belegten, überwiegend «Bodensee» genannt. Seinen Namen erhielt er vom ehemaligen Reichsgut (fiscus) Bodman. Dieser einst recht ansehnliche Königsbesitz am See wurde 724 durch die Gründungsausstattung des Klosters Reichenau zwar erheblich geschmälert, war aber immer noch so umfangreich, daß er zum Unterhalt der 839 erstmals erwähnten Königspfalz Bodman ausreichte. Die Verpfändung des Hofes durch König RUDOLF VON HABSBURG 1277 an die nach diesem Gut benannten Herren VON BODMAN bot für Autor und Verlag den Anlaß, zum 700jährigen Jubiläum eine Bodman-Monographie vorzulegen, die, wie der Verlag schreibt, es ermöglicht, *über die bisherigen Veröffentlichungen zu bestimmten Einzelthemen der Geschichte Bodmans hinausgreifend, eine Gesamtdarstellung der bodmanischen Geschichte von den Anfängen bis in die Gegenwart zu bringen*. Wer nun eine Gesamtdarstellung zur Geschichte Bodmans in jener Art erwartet, wie sie Ortsjubiläen gewöhnlich entstehen lassen, der wird enttäuscht. Das Buch ent-

hält vielmehr über ein Dutzend wissenschaftlicher Beiträge, in denen hervorragende Sachkenner verschiedener wissenschaftlicher Disziplinen zu Einzelthemen Stellung nehmen, die vom Mesolithikum und Neolithikum (WOLFGANG TAUTE und JÖRG AUFDERMAUER) bis ins Hochmittelalter führen. WOLFGANG ERDMANN legt einen umfangreichen Grabungsbericht vor, BRUNI BOESCH untersucht den Namen Bodman, HANS LIEB stellt Überlegungen zu Bodman und dem Anonymus Ravennas an, weitere Abhandlungen beschäftigen sich mit den Münzprägungen in Bodman zur Merowingerzeit (FRIEDRICH WIELANDT), der Pfalz (ARNO BORST), dem Fiskus (HELMUT G. WALTER), St. Otmar in Bodman (JOHANNES DUFT), Bodman und die Begründung der Herzogenschaft in Schwaben (HELMUT MAURER), mit der Pfalz und der Tübinger Pfalzgrafschaft (HANS JÄNICHEN †) und mit «Eberhardus comes de Potamo» (KARL SCHMID). So wissenschaftlich gründlich und die historische Forschung sicher weiterführend die Beiträge auch sind, so fehlt doch leider für den «Laien» eine Gesamtdarstellung der örtlichen Geschichte, die es ihm ermöglicht hätte, die Einzelthemen in ein Größeres einzuordnen. Mit diesem ersten Band (ein zweiter soll bald erscheinen) liegt aber auf jeden Fall ein gewichtiger Beitrag zur Geschichte des Bodenseegebietes und darüber hinaus zur Landes- und Reichsgeschichte vor.

Wilfried Setzler

ERICH KÖNIG (Hg): **Historia Welforum.** (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Band I, herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Nachdruck der 1938 erschienenen Ausgabe. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 182 Seiten, 3 Ausschlagtafeln. Leinen DM 48,- ✓

ERICH KÖNIG, KARL OTTO MÜLLER und LUITPOLD WALLACH (Hgg): **Die Zwiefalter Chroniken Ortliebs und Bertholds.** (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Band 2, herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Nachdruck der 1941 erschienenen Ausgabe mit zusätzlichem Vorwort. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 461 S. Leinen DM 78,- ✓

OTTO FEGER (Hg): **Die Chronik des Klosters Petershausen.** (Schwäbische Chroniken der Stauferzeit, Band 3), herausgegeben von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg). Nachdruck der 1956 erschienenen Ausgabe. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 276 Seiten. Leinen DM 64,- ✓

Mit der Neuauflage dieser drei Schwäbischen Chroniken der Stauferzeit kommt der Verlag einem seit langem gehegten Wunsch aller an der Landesgeschichte Interessierten entgegen, werden doch dadurch bedeutsame Geschichtsquellen wieder allgemein zugänglich. Schon lange sind die Erstauflagen vergriffen und auch über den Antiquariatshandel nur schwer erreichbar. Alle drei Bände bringen den mittelalterlichen Originaltext und diesem gegenübergestellt eine deutsche Übersetzung. In den Einleitungen werden die Entstehung, die Überlieferung

und Autorenschaft der einzelnen Chroniken diskutiert; in zum Teil reichen Anmerkungen wird der Text kommentiert; zusätzliche Register erleichtern die gezielte Suche. Der erste Band, die «Historia Welforum» gibt eine wohl um 1170 entstandene Geschichte der Welfen von ihren sagenhaften Anfängen bis zum Tode WELF VII (1167) wieder. Einen besonderen Rang nimmt diese Chronik, die sich *ausschließlich der Geschichte eines Fürstengeschlechts* widmet, dadurch ein, daß wir mit ihr die *älteste ausführliche Familiengeschichte des abendländischen Schrifttums überhaupt* besitzen. Da in diesem Band zusätzlich auch die Steingadener Fortsetzung (bis 1191), die «Genealogia Welforum», der Anhang IV der Sächsischen Weltchronik, die «Annales Welfici Weingartenses» und die Weingartner Fortsetzung der Chronik des HUGO VON ST. VICTOR herausgegeben, übersetzt und erläutert werden, hat der Leser alle wichtigen, die frühe Welfengeschichte betreffenden, chronikalischen Zeugnisse beisammen.

Die Bände 2 und 3, die zwischen 1135 und 1138 geschriebenen Zwiefalter Chroniken und die um die Mitte des 12. Jahrhunderts verfaßten Aufzeichnungen zur frühen Geschichte des Klosters Petershausen zu Konstanz – «Casus Monasterii Petrishusensis» –, vermitteln zwar keine Weltgeschichte (oder bestenfalls nur am Rande), dafür aber regionale Geschichte, wie sie farbiger, ursprünglicher und lebendiger nicht wiedergegeben werden könnte. Ihre Verfasser zeichnen mit der «Darstellung des Kleinen», mit der Detailschilderung ein über den regionalen Raum hinausgreifendes Kulturbild ihrer Zeit.

Mit der Neuherausgabe der 1941 erstmals erschienenen Zwiefalter Chroniken konnte auch ein altes Unrecht wiedergutmacht werden: Auf Grund verschiedener Umstände, wie sie im Vorwort der Neuauflage dargelegt werden, war der eigentliche Editor der Chroniken LUITPOLD WALLACH, der in der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft Deutschland verlassen mußte, im Titel der Erstauflage nicht genannt worden. Dieses Versäumnis konnte nun nachgeholt werden.

Leider haben die Zweitaufgaben die Chance nicht genutzt, Forschungsergebnisse der letzten Jahrzehnte aufzunehmen. Das ist vor allem bei den Zwiefalter Chroniken um so bedauerlicher als LUITPOLD WALLACH 1957 eine weitere eigene Edition, «Berthold of Zwiefalten's Chronicle», in der Zeitschrift *Traditio* vorgelegt hat, die – wenn auch nur geringfügig – von der älteren abweicht. Ergänzungen, wie sie von JOHANN ADAM KRAUS und vor allem von HEINRICH DANNENBAUER ausgegangen sind, hätten die Qualität der Neuauflage verbessert.

Wilfried Setzler

WOLFGANG VON HIPPEL: **Die Bauernbefreiung im Königreich Württemberg.** Band I Darstellung, Band II Quellen. Forschungen zur deutschen Sozialgeschichte Bd. 1. Harald Boldt Verlag Boppard am Rhein 1977 ✓

GEORG FRIEDRICH KNAPP hat mit seinem 1887 erschienenen Werk über die Agrarreformen des 19. Jahrhunderts den heute dafür allgemein üblichen Begriff «Bauernbefreiung» eingeführt. Er hat auch die Vorstellungen über den Verlauf eben dieser Reformen geprägt, obwohl sich seine Dar-

stellung auf das Gebiet Preußens, genauer auf die ostelbische Gutsherrschaft beschränkte. Das jetzt neunzig Jahre später erschienene Buch von WOLFGANG VON HIPPEL über die Bauernbefreiung im Königreich Württemberg befaßt sich mit den Voraussetzungen, der Durchführung und den Ergebnissen der Agrarreform in einem Gebiet, in dem – im Gegensatz zur preußischen Gutsherrschaft – die Grundherrschaft überwog, die auch im übrigen, weitaus größeren Teil Deutschlands Bestand hatte.

HIPPELS zweibändiges Werk – Band I Darstellung, Band II Quellen – beschäftigt sich zwar nur mit Württemberg, ist aber so ausführlich, gründlich und alle Teilaspekte umfassend, daß damit beispielhaft für alle anderen Regionen das Thema «Bauernbefreiung» für allemal abschließend behandelt sein dürfte.

Der erste Band, in vier Kapitel eingeteilt, bietet zunächst auf beinahe 250 Seiten (!) einen Überblick über die Agrarverfassung im Gebiet des Königreiches Württemberg vor der Bauernbefreiung. HIPPEL klärt die rechtlichen Qualitäten und materiellen Inhalte der Begriffe «Grundherrschaft», «Leibeigenschaft», «Gerichtsherrschaft», «Vogtei», «Ortsherrschaft», «Zehnt», «Fronen», «Lehen», erläutert den Steuerzweck und die Grundzüge der Steuersysteme. Es gelingt dem Autor, ein anschauliches Bild der differenzierten Verhältnisse und der komplizierten Bezüge einzelner Faktoren darzustellen, wie sie das System der Herrschaft kennzeichnen. Diesem grundlegenden Kapitel schließt sich eine Untersuchung an über die Agrarverfassung in der Zeit des Umbruchs, *im Zeichen staatlicher Neugestaltung* unter NAPOLEON. Die Periode der eigentlichen Ablösungsgesetzgebung zwischen 1817 und 1849 behandelt das dritte Kapitel, in dem HIPPEL verdeutlicht, daß die Bauernbefreiung eine Beseitigung der Abhängigkeit von den verschiedensten Formen der Herrschaft ist (Grundherrschaft, Leibeigenschaft, Erbuntertänigkeit, Zehnherrschaft etc.), sich gegen den damaligen Flurzwang, gegen die Servituten und Fronen richtet, daß sie zudem aber auch als eine große Agrarreform, als Boden- und Finanzreform, verstanden werden muß. Daß sich der Adel dieser Reform energisch widersetzte, Entschädigungen erkämpfte, ist Allgemeingut der Geschichtsbücher; das Verdienst HIPPELS ist es, daß er den Blick auch auf das Bürgertum lenkt, dessen Ziel es gewesen sei, *den armen Bauern zum gleichberechtigten Staatsbürger zu erheben und – zwangsläufig damit verbunden – die Sonderstellung des Adels im konstitutionellen, bürgerlich bestimmten Staat zu vernichten*. Daß das Bürgertum in diesem Vorhaben *vielfach von der sonst befehdeten staatlichen Bürokratie unterstützt* worden ist, erklärt sich in Württemberg leicht aus der langen bürgerlichen Tradition des alten Herzogtums. In einem abschließenden Kapitel geht HIPPEL den Auswirkungen der Bauernbefreiung in Württemberg nach, der Verwendung des Ablösungsgeldes, den Problemen des Wandels in der Agrarstruktur, der folgenden Güterstückelung, der Allmendfrage. Zu recht weist er auch auf die politische Dimension der Bauernbefreiung hin, insbesondere auf deren Bedeutung für das neugeschaffene Staatswesen «Königreich Württemberg», wobei er feststellt, daß die Bemühungen der Regierung um die Grund-

entlastung gegen den Widerstand des Adels nicht unwesentlich dazu beigetragen haben, die staatliche Integration voranzutreiben.

Seine Ergebnisse untermauert der Autor im zweiten Band, in der umfangreichen Dokumentensammlung. Dem Urteil, daß HIPPELS Werk in der Kombination von Darstellung und Dokumentation ein anschauliches und differenziertes Bild von der alten Agrarverfassung, von den verschiedenen Anläufen, sie aufzulösen, von den widerstreben Motiven und Interessen der Betroffenen vermittelt, kann man sich ohne Abstriche anschließen.

Wilfried Setzler

HEILWIG SCHOMERUS: **Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen**. Forschungen zur Lage der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert (Industrielle Welt, Band 24). Klett Verlag Stuttgart 1977. 336 Seiten. Leinen, DM 89,-

Fallstudien über die Erforschung der sozialen Lage der lohnabhängigen Arbeitnehmerschaft sind nicht nur auf landeskundlicher, sondern auch auf internationaler Ebene derzeit noch eine Seltenheit.

Im Rahmen des Heidelberger sogenannten «Württemberg-Projekts» legt H. SCHOMERUS ihre neuesten Untersuchungsergebnisse über die Arbeiterschaft der Maschinenfabrik Esslingen (ME) vor. Sie will ein begrenztes Erklärungsmodell für den sozialen Wandel als Folge der Industrialisierung aufzeigen. Die dominierende Fragestellung ist der Zusammenhang zwischen berufsspezifischem Lebenslauf und materieller bzw. sozialer Situation. Die Verfasserin geht davon aus, daß ein Arbeiter im Laufe seines Lebens nicht nur unterschiedliche Stadien – sogenannte Familienzyklen – durchläuft, sondern analog dazu auch unterschiedliche Stufen einer Lebensverdienstkurve. Je nachdem nun Lebensverdienstkurve und Familienzyklus aufeinander abgestimmt sind, können die materiellen und sozialen Auf- und Abstiegschancen steigen oder fallen. Als Grundlage dienen der Autorin zwei Quellengruppen, die Inventuren und Teilungen der Stadt Esslingen und die Personalbücher der Maschinenfabrik Esslingen. Beide Quellengruppen reichen bis in die Anfangsjahre der Fabrikgründung zurück.

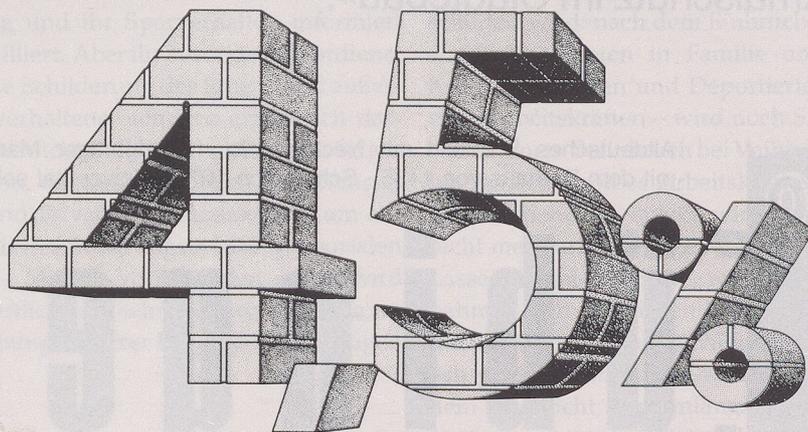
Dem Modetrend der Sozialforschung in den USA folgend hat die Verfasserin ausgesuchte Archivbestände mit einem aufwendigen EDV-Verfahren (SPSS) ausgewertet. So wurden auf diesem Wege von ca. 3000 Arbeitern individuelle biographische und ökonomische Daten erfaßt. Dabei wurde deutlich, wie sehr sich ursprünglich differenziert erscheinende Lebensläufe gleichen. Auf Grund der außerordentlich guten Quellenlage konnte die soziale Mobilität dreier Generationen untersucht werden.

Die Verfasserin erbrachte den Nachweis, daß die Gründung der Maschinenfabrik Esslingen die regionale Mobilität und die Arbeiterrekrutierung veränderte. So verlor die Esslinger Textilindustrie seit Errichtung des «Kesslerischen Etablissements» ihre ursprüngliche Rekrutierungsbasis.

Das innerbetriebliche Sozialverhalten als Reaktion der Arbeiterschaft auf die Personalpolitik der ME, die seit Mitte der 80er Jahre bestrebt war, eine Stammarbeiterschaft aus

Wir geben Ihrer Zukunft ein Zuhause.

UNSER ANGEBOT



Schnell und bequem ins eigene Heim. Mit uns.

Wir bieten Ihnen:

- Günstiges Baugeld ab 4,5%
- Vorfinanzierung durch Vorausdarlehen und Zwischenkredite
- Eine nur von uns gebotene Gutschrift bis zu 2% des Darlehensanspruches bei Verzicht auf das Darlehen
- Umfassenden, kostenlosen Informations-Service, z. B. mit unserer Bauspar-Bibliothek
- Freundliche, individuelle Beratung und maßgeschneiderte Finanzierung aus einer Hand.

Informationen über die Vorteile eines Bausparvertrages bei uns erhalten Sie überall in Württemberg bei unseren örtl. Beratungsstellen, von unseren Bauspar-Beratern sowie bei allen Sparkassen.



Öffentliche 
Bausparkasse
Die LandesBausparkasse in Württemberg

Zwischen Schönbuch und Schwäbischer Alb
eine Stadt wie geschaffen zum Tagen, Schauen,
Bummeln und sich Erholen.
Landessieger im Wettbewerb «Stadtgestalt und
Denkmalschutz im Städtebau»:



Altdeutsches Stadtbild mit Neckarpartie · Einzigartiger Marktplatz
mit dem Rathaus von 1435 · Schloß von 1078 · Universität seit 1477

t ü b i n g e n

Behagliche Gaststätten · Campingplatz in reizvoller Umgebung
Prospekte, Auskünfte: Verkehrsverein Neckarbrücke Telefon (07071) 35011

Was ist uns die Gesundheit unserer Kinder wert?

Hans G., Geldberater

Schwimmen ist für Jugendliche
eine ausgezeichnete Therapie, um
Haltungsschäden vorzubeugen.



Im Rahmen einer ausgewogenen Infrastruktur,
die neben vielen anderen öffentlichen Aufgaben auch
den Bau von Lehrschwimmbecken oder
Hallenbädern vorsieht, ist die Sparkasse als Geldgeber
durch ihren öffentlichen Auftrag verpflichtet.
Damit meint es die Sparkasse Ernst.

Der Geldberater: unser persönlicher Service für Sie



wenn's um Geld geht

Sparkasse

den eigenen Reihen heranzuziehen, konnte ebenso gut beleuchtet werden, wie die Verhaltensmuster sozialen Aufstiegswillens der einzelnen Arbeitergenerationen.

Mit großer Ausführlichkeit erfährt der Leser das Wichtigste über die technische Ausstattung der Werkstätten, die Entwicklung der Löhne, die Lehrlingsausbildung und die Entwicklung des Unternehmens in Krisen und Konjunkturen. Dabei werden vor allem die Folgen der genannten Indikatoren auf die Arbeitsmarktsituation beleuchtet.

Auch über die Lebensweise der ME-Arbeiterschaft, ihre Haushaltsausstattung und ihr Sparverhalten informiert die Autorin sehr detailliert. Aber ihr besonderes Verdienst ist nicht die minutiöse Schilderung des innen- und außerbetrieblichen Sozialverhaltens, sondern ergibt sich daraus, daß diese Bereiche nicht isoliert stehen bleiben. So gelingt es der Verfasserin, die wechselseitigen Beziehungen zwischen Arbeits- und Privatleben aufzuzeigen, um auf diese Weise ein fundiertes Erklärungsmodell des sozialen Wandels zu liefern. – Mit der vorliegenden Arbeit wird wiederum einmal deutlich, wie sehr die vergleichende sozialhistorische Forschung weiterer Detailuntersuchungen bedarf.

Gert Kollmer

DIETER VOGT (Hg): **100 Jahre Sozialdemokratische Partei Deutschlands Ortsverein Schwäbisch Hall**. SPD, Ortsverein Schwäbisch Hall 1978. 139 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Bemerkenswert, mit welcher Eindringlichkeit hier eine politische Gruppierung nach ihrer eigenen Geschichte fragt – von den ersten und noch recht bürgerlich orientierten Vorläufern an, bis in die neuere Vergangenheit. Bei aller Orientierung an der Rolle, die von der eigenen Partei in den Zeitläuften wahrgenommen wird, kommt doch auch von diesen selbst einiges ins Blickfeld – dies vor allem bei der Zuspitzung aller Politik auf eine Polarisierung zwischen Demokraten und Nationalsozialisten vor 1933 und beim Wiederaufbau eines demokratischen Gemeinde- und Staatswesens nach 1945. Hervorzuheben ist vor allem die Reichhaltigkeit des dokumentarischen Materials, das mit den vielen Faksimiles dargeboten wird. Sie spiegeln in Text und Stil das Geschehen und die Stimmung der jeweiligen Zeitabschnitte. Leider kommt in der starken Fixierung auf die Auseinandersetzung SPD – NSDAP nicht deutlich genug heraus, welche Bedeutung die bürgerlichen Gruppierungen damals gehabt haben.

Johannes Wallstein

WENDELGARD VON STADEN: **Nacht über dem Tal**. Eine Jugend in Deutschland. Eugen Diederichs Verlag Düsseldorf Köln 1979. 156 Seiten. Gebunden DM 19,80

Da lebt eine adlige Familie – nach Erbauseinandersetzung nicht eben reich – auf einem landwirtschaftlichen Gut in der Nähe von Vaihingen an der Enz. 1933 ist die Autorin acht Jahre alt; noch eh sie alt genug ist, um Mitglied zu sein, läuft sie hinterdrein, wenn die «Jungmädchenschar» durchs Dorf zieht. Vom Erntedanktag erzählt sie und vom Heldengedenktag, von HJ-Uniformen und Landsknechtstrommeln, von Liedern und Lagerfeuern – so naiv und

selbstverständlich eben, wie sie's damals miterlebt hat, Schritt für Schritt, so wie die eher an sozialdemokratischen Gedanken orientierte Mutter dann doch bei der Frauenschaft mittut – und wie schließlich die ganze Familie nach Stuttgart fährt, um «den Führer selbst zu sehen». In solch gradliniger Direktheit hab' ich das noch nirgendwo gelesen. Und deshalb sind mir die Aussagen dieses ersten Drittels im Bericht der WENDELGARD VON STADEN mindest so wichtig und aufschlußreich wie die beiden folgenden. Denn sie machen erst möglich, was dann geschildert wird: nach dem Einbruch der Kriegswirklichkeit – mit Kriegstoten in Familie und Freundeskreis, mit Kriegsgefangenen und Deportierten als landwirtschaftlichen Arbeitskräften – wird noch Schrecklicheres erkennbar: in einem Steinbruch bei Vaihingen wird ein KZ errichtet, zunächst soll es Arbeitskräfte für die Rüstungsindustrie aufnehmen, später wird es zum Sammelplatz für nicht mehr arbeitsfähige, kranke, todgeweihte Häftlinge. Lassen wir hier beiseite, was Mutter und Tochter unternahmen, um nach ihren Möglichkeiten Hilfe zu bringen: die Einzelbeobachtungen addieren sich zu einem persönlich getönten Bild des Grauens, das in den Fakten ganz dem entspricht, was unlängst eine Studie über die Konzentrationslager in Württemberg zusammengetragen hat. Hier kommt das Authentische hinzu. Die Erinnerung aus eigener Anschauung. Nach der Lektüre dieses Buches muß man als Zeitgenosse jener Ereignisse die eigene Erinnerung überprüfen. Was hat man gewußt? Was hat man hingenommen, was gutgeheißen? Hätte man vielleicht auch die eine oder andere Möglichkeit wenigstens zu Hilfe und Linderung gehabt? Und – die andere Frage: Was hat man hinterher verdrängt und verleugnet, verschwiegen und bestritten? Man sollte sich einer solchen Herausforderung stellen.

Willy Leygraf

Von Ort zu Ort

ELISABETH NAU: **Hohenheim**. Schloß und Gärten. Jan Thorbecke Verlag KG Sigmaringen 1978. (2., erweiterte Auflage). 136 Seiten, 24 Bildtafeln, davon 3 farbig. Leinen DM 29,50

Die Verfasserin hält, was sie in ihrem Vorwort verspricht; ihre *Monographie dieses Schlosses und seiner Gärten* bedeutet in der Tat *das Wiederauffinden eines lange verlorenen Kleinods, das nicht nur in der engeren Heimat, sondern darüber hinaus als Beitrag zur Kunst- und Geistesgeschichte, zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Deutschlands und Europas im 18. Jahrhundert Interesse finden wird*. Schritt für Schritt führt sie den Leser von 1772 bis zum Ende des Jahrhunderts durch die Geschichte von Schloß und Garten Hohenheim, in der sich wesentliche Abschnitte der Lebensgeschichte und wichtige Charakterzüge des Herzogs KARL EUGEN und seiner FRANZISKA spiegeln. Nach und nach schildert sie die einzelnen Bauten und deutet sie aus den philosophisch-pädagogischen Neigungen des Herzogs. Sie sieht in dieser Parkanlage späte Zeugnisse des Barock und bestreitet Zusammenhänge mit dem Klassizismus. Man wird jedoch fragen müssen, ob nicht doch eine gewisse Kontinuität be-

steht – und eben in Hohenheim dokumentiert ist – zwischen den Barockgärten nach französisch-italienischem Vorbild und der Ruinenromantik im 19. Jahrhundert. Dann aber würde die Anlehnung der Hohenheimer Bauten an die (künstlichen) Überbleibsel der römischen Kultur eben doch klassizistische Akzente setzen. Doch mag das den wenig kümmern, der sich von dem – vor allem mit den Stichen und Gouachen VICTOR HEIDELOFFS – reich und gut illustrierten Band in das «Dörfle», zur Meierei der FRANZISKA, zu den Baustellen und auf die Feste des Herzogs führen läßt. Im Vergleich geringere Ausführlichkeit als dem Garten wird – zu Recht – dem Schloß zuteil, dafür ergänzt ein Kapitel «Schloß und Gärten 1945 – 1978» von CLAUDIUS COULIN die Geschichte Hohenheims bis in die Gegenwart.

Johannes Wallstein

OTTO ROMBACH: **Vaihingen an der Enz**. Stadt aus vielen Orten, fotografiert von WILHELM RÜCKLE. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1979. 108 Seiten, 87 zum Teil farbige Abbildungen. Leinen DM 28,-

Immer wieder gelingt es, für einen solchen Bildband, der eine Stadt oder einen Landkreis darstellen soll, einen Autor zu finden, der nicht nur die Sache genau kennt, von der er schreibt, der es vielmehr auch fertig bringt, dem Leser die in den Abbildungen gebotene Anschauung zum Verständnis zu vertiefen. Dies vermag OTTO ROMBACH auf unnachahmliche Weise. Er zeichnet die Umriss des Tatsächlichen nach, macht dahinter Zusammenhänge aus Nachbarschaften und Vergangenheiten erkennbar und läßt gelegentlich das erhellende Licht des Anekdotischen aufleuchten. Wie sehr das in dem vorliegenden Falle auch nötig ist, mag eine ortsbezogene Namensliste bezeugen, die von nur wenigen Seiten abgelesen wurde: GUSTAV ABEL, der Maler; der Minnesänger BERENGAR; JÖRG KÄLB-LIN, der Leibarzt des Herzogs ULRICH; die beiden REUSS – Jurist der eine, Theologe der andere; SCHICKHARDT, der Baumeister; und schließlich: FRIEDRICH THEODOR VISCHER, der Ästhetik-Professor –. Kenner wissen längst: hier ist von Horrheim die Rede; aber so ist's durchweg in dieser «Stadt aus vielen Orten». Leider werden die Bilder – nach der Auswahl, gelegentlich aber auch nach der Qualität – und die Bildunterschriften noch seltener dem Gegenstand und dem Text von Rombach gerecht.

Willy Leygraf

WOLFGANG FACKLER (Hg): **Reutlingen in alten Ansichtskarten**. Flechsig Verlag Frankfurt am Main 1979. 96 Seiten, 95 Abbildungen, davon 10 farbig. Gebunden DM 24,80 Von allen Verlagen, die vergleichbare Reihen herausbringen, schafft dieser am schnellsten; Bändchen folgt auf Bändchen. Das ist auch deshalb möglich, weil er sich – trotz des nicht gerade niedrigen Preises – auf die Wiedergabe von alten Ansichtskarten beschränkt – und also nicht umständlich nach anderen Bilddokumenten suchen muß. Außerdem verzichtet er darauf, im Vorwort und/oder in den Legenden ausführlichere Hinweise auf Details der Darstellung, auf Hintergründe und Zusammenhänge zu geben. Aber wer weiß denn schon (um wahllos ein Bei-

spiel aus dem Reutlinger Bändchen herauszugreifen), daß «Web- & Spinnschule» (S. 12) und «Frauenarbeitsschule» (S. 13) im Grunde ein und dieselbe Anstalt bezeichnen – und welche epochemachende Bedeutung diese Schule nicht nur für Reutlingen gehabt hat? Oder: Wer von den Jüngeren ahnt denn auch nur, was das «Pomologische Institut» einmal gewesen ist? Da wird in der Eile doch manche Möglichkeit zur Information verschenkt!

Johannes Wallstein

DOROTHEE BAYER: **Esslingen am Neckar in alten Ansichtskarten**. Flechsig Verlag Frankfurt am Main 1979. 96 Seiten, 98 Abbildungen, davon 10 farbig. Gebunden DM 24,80 Die Herausgeberin scheint denn doch das Geschichtsbeußsein unserer Zeitgenossen zu überschätzen, wenn sie ihr Vorwort beginnt: *Esslingen am Neckar in alten Ansichtskarten – das sind Motive und Impressionen aus 1200 Jahren Stadtgeschichte*. Vielmehr handelt es sich um Anlässe für Erinnerungen an die eigene Kindheit, für die Vergewärtigung auch dessen, was man nur noch vom Hörensagen kennt: Das Pliensautor noch als befahrbarer Stadteingang (und mit einem Krautbauern von den Fildern dazu), die Straßenbahn als modernstes Verkehrsmittel, begrüßt mit Fahnnenschmuck; die Pliensaubrücke noch neckarüberspannend, das Kilmeyersche Haus noch ohne die unglücklichen Schaufensterneinbauten – solche Impressionen, Motive und Erinnerungen aus den letzten 50, 70 Jahren sind gewiß für den heutigen Betrachter bedeutender, als die Abbildung von Zeugnissen der Geschichte aus nun 1200 Jahren; aber das gibt es hier natürlich auch – und Vergleichbares eigentlich in allen Bändchen dieser im Eiltempo wachsenden Reihe. Was aber für Esslingen einigermaßen als besonders auffällt, ist die verhältnismäßig große Zahl von Postkarten, die mit Gewerbe und Industrie zu tun haben.

Willy Leygraf

WALTER KAUFHOLD und RUDOLF SEIGEL: **Schloß Sigmaringen und das Fürstliche Haus Hohenzollern**. Abbildungen nach Aufnahmen von HEIDI VIREDAZ-BADER. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1979 (Erweiterte Neuauflage). 72 Seiten, 64 teils farbige Abb. Halbleinen DM 24,- Eine seltsame Mischung, dieses Buch: Der touristische Schloßbesucher mag's nach der Besichtigung eilig erwerben zur Erinnerung – und sich wundern, wieviel handfeste Geschichtsschreibung ihm da mitgeliefert wird (wenn er sich nicht zufrieden gibt mit den Bildern, von denen übrigens eine repräsentative Auswahl dem Familienalbum der Schloßbesitzer entnommen ist). Wer wegen der als qualifiziert bekannten Textautoren nach diesem Buch greift, wird verwundert sein ob des eines Hofhistoriographen würdigen Schlußkapitels der *Geschichte des Fürstlichen (nicht etwa fürstlichen!) Hauses*. Und was als *Schloß Sigmaringen und seine Geschichte* bezeichnet wird, erweist sich als eine Reduzierung dieser Geschichte auf die Baugeschichte. Zu den verhältnismäßig ausführlich im Bildteil berücksichtigten Sammlungen hingegen bieten die Texte so gut wie keine Ergänzung. Es fehlt auch – selbst noch in den Abbildungen – jede Beziehung zur Stadt Sigmarin-

Ali Ben Häberle:

(ALI BEN HÄBERLE)

**Ein Vetter mit Scheichtum
und reicher Ölquelle - da
wären wir viele Sorgen los.
Schön wär's ...**

Über 60% des gesamten Energiebedarfs in Baden-Württemberg entfielen 1978 auf das Erdöl, im Bundesgebiet waren es rund 50%. Diese Abhängigkeit bringt Risiken; wir müssen sie verringern. Kohle und Kernenergie sind realistische Alternativen.

● Die Neckarwerke haben 1978 rund 500.000 t Steinkohle „verstromt“, ein Drittel des Primärenergieeinsatzes.

● Aus Kernenergie stammte jede zweite Kilowattstunde, die in das Versorgungsnetz der Neckarwerke geliefert wurde.

● Der Anteil des Heizöls an der Stromerzeugung betrug nur noch etwa 6%, 1975 waren es noch über 25%. Zu Beginn der 80er Jahre werden wir einen weiteren Kohleblock errichten und den geplanten Block 2 des Gemeinschaftskernkraftwerks Neckar.

Kohle + Kernkraft, damit die Stromversorgung Ende der 80er Jahre genau so sicher ist wie in den 70er Jahren.

NECKARWERKE

Elektrizitätsversorgungs-AG
Küferstraße 2
7300 Esslingen am Neckar



Informations- Scheck

Bitte einsenden an die Neckarwerke,
Postfach 330, 7300 Esslingen

Ich wünsche einen Geschäfts-
bericht 1978 und sonstige Informationen.

Name _____

Straße _____

Ort _____



Wein, Land und Leute



bilden in Württemberg einen Dreiklang voll Harmonie. Lieblich und abwechslungsreich die Landschaft, verlässlich und lebensfroh die Menschen, charaktvoll und ehrlich die Weine. Genießen Sie eine der köstlichen Spezialitäten in rot oder weiß. Probieren Sie auch den für Württemberg typischen Schillerwein. Dann werden Sie sogleich verstehen, warum es hierzulande heißt:

Fragen Sie nach diesen Weinen bei Ihren privaten Weinlieferanten, bei den örtlichen Weingärtnergenossenschaften, den Gebietskellereien oder bei der Württ. Weingärtnerzentralgenossenschaft eG in 7141 Möglingen Tel. (07141) 410 67/68/69

Kenner trinken



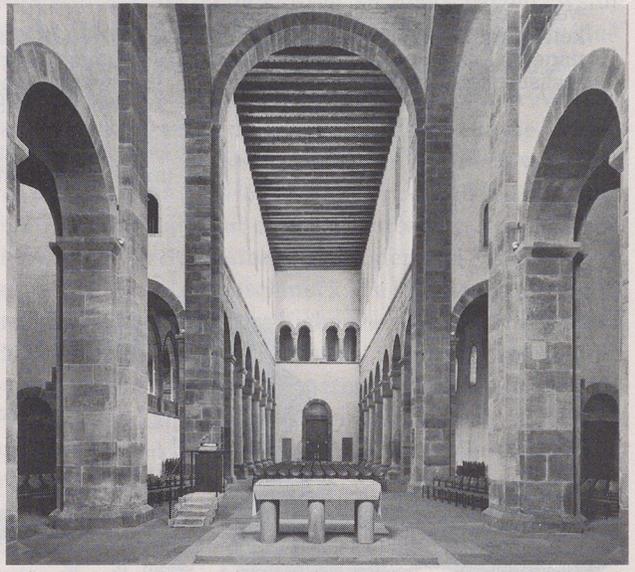
Württemberg

KOMPASS Wanderführer

**Die zuverlässige,
neue Wanderbuchreihe
der 80er Jahre!**

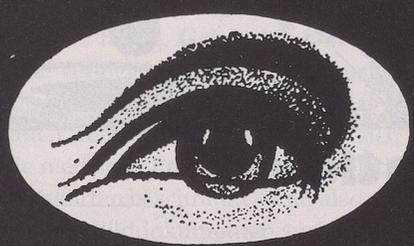
- Kompass-Wanderführer: Limes 1
Vom Rhein zum Main
 - Kompass-Wanderführer: Limes 2
Obergermanischer Limes (Von Miltenberg bis Lorch/Remstal)
 - Kompass-Wanderführer: Limes 3
Von Lorch/Remstal bis zur Donau
 - Kompass-Wanderführer: Albrandweg
 - Kompass-Wanderführer: Schwäbische Alb
 - Kompass-Wanderführer: Schwäbischer Wald
 - Kompass-Wanderführer: Hohenlohe mit Georg-Fahrbach-Weg
 - Kompass-Wanderführer: Bodensee und Umgebung
- Jeder Band kostet 14,80 DM.
Vorrätig bei Ihrem Buchhändler!
Bitte fordern Sie das ausführliche Verzeichnis an!

**Deutscher Wanderverlag
Dr. Mair & Schnabel & Co. 7000 Stuttgart 1**



Reclams Kunstführer Deutschland Band II: Baden-Württemberg

Kunstdenkmäler und Museen. Von Herbert Brunner und Alexander von Reitzenstein. 7., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. 925 Seiten. Mit 176 Abbildungen und Plänen sowie 2 Übersichtskarten. Format 10x16 cm. Gebunden DM 39,80. Selbstverständlich wurden die Angaben und der Zustand der Bauten überprüft, auch die Veränderungen durch die Gebietsreformen voll berücksichtigt. Außerdem aber legte diese Neubearbeitung Wert auf eine angemessene Präsentation der Architektur unserer Zeit und des 19. Jahrhunderts. Leitende Mitarbeiter der Denkmalpflege und der Architektenkammer Baden-Württemberg haben wesentlich dazu beigetragen.



BRILLEN
Contact-Linsen

Optiker
PESCHKE

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

gen, die ja doch in entscheidendem Maße geprägt worden ist von denen, die auf dem Schlosse residierten. Man fragt sich, an welche Zielgruppe sich dieses Buch wendet, wenn nicht an die zitierten eiligen Touristen.

Johannes Wallstein

Vermischtes

KARL HEINZ SCHRÖDER: **Geographie an der Universität Tübingen 1512–1977**. Wilhelmy/Blume/Schröder/Karger/Schweizer (Hgg): Tübinger Geographische Studien, Heft 72). Selbstverlag Geograph. Institut der Uni Tübingen 1977. Broschiert

Ein Nebenertrag des Tübinger Universitätsjubiläums – aber kein nebensächlicher. Und weit mehr als nur die Geschichte eines Instituts oder Faches. Denn geographische Studien wurden in Tübingen schon lange vor Ausbildung der besonderen Disziplin betrieben, da fallen Namen wie JOHANNES STÖFFLER, SEBASTIAN MÜNSTER und WILHELM SCHICKARD. Ende des 17. Jahrhunderts werden zum ersten Male Geographie-Professoren ernannt – aber das hatte mehr mit Fürstengunst als mit Fachkunde zu tun. Dann folgten wieder auch fachlich klangvolle Namen, der «interdisziplinäre» Sibirien-Forscher J. G. GMELIN und der Vater der württembergischen Landesvermessung J. G. F. BOHNENBERGER. Aus der dann dichter werdenden Liste der Tübinger Fachvertreter sollen noch zwei genannt werden, die – obgleich fast Außenseiter – besonderen Rang beanspruchen können, besondere Wirkung gehabt haben: ROBERT GRADMANN und FRIEDRICH HUTTENLOCHER, die mit besonderer Deutlichkeit das Komplexere ihres Faches gesehen und betont haben und – wiederum «fächerübergreifend» – das begründet haben, was wir heute als Landeskunde verstehen und in enger Nachbarschaft und Kooperation mit der historischen Landeskunde sehen. Und zudem: sie haben mit besonderer Energie das Verständnis für die konkreten Gegebenheiten Südwestdeutschlands vertieft. Der Autor der vorliegenden Studie scheint mir ebenfalls in dieser Tradition zu stehen – nicht zuletzt auch mit dieser wissenschaftshistorischen Arbeit über Geographie in Tübingen.

Willy Leygraf

HERMANN TÜCHLE: **Aus dem schwäbischen Himmelreich**. Religiöse Gestalten des Schwabenlandes. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1977. 200 Seiten, 24 Abbildungen. Leinen

Man muß den Untertitel schon ein wenig präzisieren: da ist weder von OETINGER noch von GUNDELT oder BLUMHARDT die Rede – das katholische Schwaben ist gemeint; und *religiöse Gestalten* sind hier nur diejenigen, die «zur Ehre der Altäre» erhoben worden sind, also als Heilige oder Selige verehrt werden. Das ist immer noch eine erstaunlich große Versammlung, von der Königstochter IRMENGARD bis zum konvertierten Tübinger Lammwirtssohn KARL STEEB! HERMANN TÜCHLE widmet jeder dieser 25 Gestalten eine ausführliche Biografie und begründet ihre Bedeutung als *religiöse Gestalten*. Allerdings: Für wen? Nach Ton und Anlage des Buches wohl kaum für wissen-

schaftlich fragende Benutzer. Und auch wohl nicht für Protestanten, die wissen und verstehen wollen, was es denn nun mit diesen katholischen Glaubensheroen auf sich hat. (Da gibt es gelegentlich zu deutlich abweisende un-ökumenische Töne.) Also ein Buch für fromme Leser, die mehr wissen wollen über die verehrten Personen, als sie aus Predigten und bei Wallfahrten erfahren. Diesem Publikum aber hätte der Verlag mit großzügigerem Druck und sowohl besser reproduzierten, als auch zahl- und informationsreicheren Abbildungen etwas mehr entgegenkommen sollen!

Johannes Wallstein

HELMUT SCHMOLZ (Hg): **Robert Mayer**. Die Idee aus Heilbronn. Umwandlung und Erhaltung der Energie. Magazin und Katalog zur Ausstellung anlässlich des 100. Todestags von Robert Mayer. (Kleine Schriftenreihe des Archivs der Stadt Heilbronn Nr. 11.) Heilbronn 1978. 103 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert

Nach der ursprünglichen Bestimmung handelt es sich um das Begleitheft zu einer Ausstellung. Aber was ist nicht sonst noch alles darin enthalten! Ein auf die Person ROBERT MAYER bezogenes Kapitel Heilbronner Stadtgeschichte. Ein Kapitel Wissenschaftsgeschichte. Ein Nachhilfekurs für ein wichtiges Teilgebiet der Physik. Und – verständlicherweise, wo von «Erhaltung der Energie» und «Wärme-Äquivalent» die Rede ist – auch ein Grundlagenbeitrag zur gegenwärtigen Diskussion über Energieprobleme, die man ja nicht nur mit Gefühlen, Sorgen und Ängsten führen sollte, sondern auch mit – dem u. a. auch naturwissenschaftlichen Gegenstand angemessenen – Argumenten. Und zu allem noch: ein Beispiel dafür, wie man äußerst komplizierte und wenig anschauliche Fakten und Zusammenhänge so darstellen kann, daß man sich förmlich festlesen kann in diesem so inhalts- wie lehrreichen, aber allzu bescheiden als «Magazin und Katalog» bezeichneten Heft.

Hans L. Voss

Fragen des Artenschutzes in Baden-Württemberg (Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg, Heft 11). Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg – Institut für Ökologie und Naturschutz – Karlsruhe 1978. 502 Seiten, zahlreiche Abbildungen, Karten, Tabellen und Diagramme. Broschiert DM 30,-

Dieses recht stattliche «Heft» stellt eine Sammlung von 33 Referaten dar, die auf dem Symposium «Fragen des Artenschutzes in Baden-Württemberg» vom 25. bis 27. 10. 1978 in Bad Boll gehalten wurden. Sie befassen sich mit den Veränderungen der Tier- und Pflanzenwelt, dem Schutz der Arten und ihrer Lebensräume und mit der Möglichkeit, Arten und ihre Lebensräume in Karten zu erfassen. Schon der Umfang des Heftes läßt Vielfalt vermuten, und bei genauerem Hinsehen wird man nicht enttäuscht. Viele Tier- und Pflanzengruppen werden in besonderen Referaten angesprochen: Pilze, Orchideen, Insekten, Fische, Vögel – um nur einige Beispiele zu nennen. Unter anderem enthält der Band auch eine erste «Rote Li-

ste» der gefährdeten Großschmetterlinge Baden-Württembergs. – Ein großer Teil der Referate befaßt sich mit dem Lebensraum Süßwasser; dabei werden – meist in übersichtlichen Tabellen – zahlreiche und detaillierte Angaben über Veränderungen der Süßwasser-Flora und -Fauna gemacht, z. B. über Wasserfarne und das Kleintierleben am Boden der Gewässer, über die Veränderungen der Ufervegetation und deren Folgen für die dort lebenden Tiere. Ein weiterer großer Teil der Referate widmet sich dem Problem der Kartierung von Arten sowie der Erfassung und Wertung von Naturräumen.

Die Darstellung ist für den Laien nicht immer leicht verständlich. Dennoch meine ich, daß dieses Beiheft nicht nur für den Naturschützer, Landschaftsplaner oder ähnlichen Fachmann von Nutzen ist; Lehrer z. B., die Ökologie an Beispielen aus Baden-Württemberg unterrichten möchten, finden hier die nötigen Unterlagen wie Listen der ausgestorbenen oder gefährdeten Pflanzenarten, tabellarische Zusammenstellungen über die Ursachen der Zunahme oder des Rückganges bestimmter Arten – und außerdem hervorragende Photos der Wasser- und Uferflora. Die Vorlage für einen Erhebungsbogen zur Bewertung eines biologisch-ökologisch wertvollen Raumes könnte darüber hinausführende praktische Übungen und Arbeiten anregen.

Werner Bils

PETER STRICK: **Starker Tubak**. Lyrische Schwabenstrieche. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim u. T. 1978. (Nachdruck der Originalausgabe von 1936). 145 Seiten. Linson DM 16,80

1936 veröffentlichte der Sulzer PAUL SCHMID unter dem Pseudonym PETER STRICK den Gedichtband «Starker Tubak, Lyrische Schwabenstrieche». Autor und Buch gehören seitdem zu den wenigen schwäbischen Klassikern unseres Jahrhunderts. PAUL SCHMID hatte keineswegs so volkstümlich begonnen, wie der «Starke Tubak» vermuten läßt, den er sich übrigens erst erlaubte, als er das Schwabenalter erreicht hatte. Genaue zwanzig Jahre vorher sah er sich in der von THEODOR HEUSS geleiteten Zeitschrift «März» erstmals gedruckt – drei Gedichte zu dem Thema, wie alle Menschen angesichts des Todes Brüder sind, zugleich ein Requiem für den gefallenen Bruder. Sie waren die Keimzelle des ersten Buches, das dann kurz nach dem Krieg (1919) erschien: «Brüder. Eine Dichtung wider den Tod», über 120 Gedichte in der Form des Sonetts, einer der strengsten Gedichtformen, hier allerdings aufgerissen durch chaotische Bilderflut, barock anmutenden Satzbau und Reim-Rausch.

Inzwischen hatte er – z. T. vom Lazarett aus – das Studium der Germanistik mit dem Staatsexamen abgeschlossen; doch weder der erstrebte akademische Beruf noch der ersehnte eines freien Künstlers wurden möglich. Tradition und Pflichtgefühl bestimmten ihn, die väterliche Mühle in Sulz zu übernehmen. Die Ablehnung des hektischen und großstädtischen Literaturbetriebs, das Wiedereintauchen in die Heimat und die – nun als Problem erfahrene – Mundart bewirkten eine Neuorientierung: Als literarische Aufgabefelder erkannte PAUL SCHMID die Literaturfähig-

keit der Mundart und die Erneuerung der Hochsprache aus der Mundart. Wo sich die neue Ausdrucksform SCHMIDS jetzt nicht mehr der Hochsprache, sondern der Mundart bediente, äußerte sie sich in idiomatisch, phonetisch und grammatisch kompromißloser Reinheit, in ihrer eigentlichen Originalität; indessen wußte er auch sicher zu spielen mit den gewollten und ungewollten Abstufungen zwischen Mundart und Hochsprache, wie sie sich z. B. im Honoratiorenschwäbisch hören lassen. So wurde sein bekanntestes Buch eben der «Starke Tubak», mit dem er sich hierzulande neben AUGUST LÄMMLE und SEBASTIAN BLAU stellte.

Ludwig Dietz

HANS EINSLE: **Baden-Württemberg von A–Z** in Geschichte, Kultur, Kunst, Brauchtum, Landschaft und anderen liebenswerten Dingen. Horst Erdmann Verlag Tübingen 1979. 360 Seiten, zahlreiche Abb. Leinen DM 29,80

In einem Lexikon, in dem der «Schwäbische Gruß» mit 20 Zeilen abgehandelt wird, sucht man vielleicht auch Auskunft zum Stichwort «Metzelsuppe». Nichts. Aber unter «Suppen» wird sie erklärt als *Wurstbrühe mit Schwarzbrot-scheiben* (UHLAND möge das verzeihen!). Der «Bauernkrieg» ist ein wilder Aufruhr gewalttätiger Mordbrenner, 1525 ist eine Jahreszahl, die selbst auf dem Papier nach Blut und Brand riecht. Die alamannische Mundart – erfährt man unter Mundart – wird von den Vogesen bis zum Schwarzwald, in der nördlichen Schweiz und im nördlichen Schwarzwald gesprochen. Ein Landesmuseum scheint es nur in Karlsruhe zu geben. Heiligkreuzthal scheint nur aus einer Viereckschanze zu bestehen. Bebenhausen wird als Benediktinerkloster (bei «Hirsau») angeboten. Unter *Mörrike* erfährt man u. a.: *Nürtingen war nicht nur die Heimat Hölderlins, sondern auch Wohnort Mörikes*. Rottweil wurde nicht nur von den Zähringern, sondern auch *wiedergegründet*. – Genug der Beispiele für Ungenaues, das einen immer wieder mißtrauisch macht gegen viele Fakten und fast ebensoviele – ganz unlexikalische und oft recht geschwätzig vorgetragene – Wertungen. Wer sich auskennt, braucht es nicht – aber wer sich nicht auskennt, kann leicht ein recht schiefes Bild gewinnen aus diesem so überflüssigen wie ärgerlichen Buch.

Willy Leygraf

Weitere Titel

ERHARD DORR und HILDEGARD CHRIST: **Blumenjuwelen in den Alpen und ihrem Vorland**. (Reihe «Kleine Kostbarkeiten im Allgäu, 4. Bd.>) Verlag für Heimatpflege Kempten 1978. 120 Seiten, 24 Aquarelle. Pappband DM 16,80

ALFONS KASPER: **Kunstwanderungen im Herzen Oberschwabens**, Band II. Verlag Dr. Alfons Kasper Bad Schussenried 1978. 188 Seiten, 77 Abbildungen. Kartoniert DM 10,–

HUGO BAUMANN: **Das grüne Liederbuch**. (7. Auflage) Verlag August Sandmaier & Sohn Bad Buchau 1978. 191 Seiten. Gebunden DM 7,–

KARL-ROLF SCHULTZ-KLINKEN: **Haken, Pflug und Ackerbau**. Ackerbausysteme des Saatzfurchen- und Saatzbett-

**Höchstprämien
und Zinsen kassieren,
Träume erfüllen,
Wünsche
verwirklichen:**

Bausparen mit Wüstenrot.

Ihr erster Schritt zu den eigenen vier Wänden: Schließen Sie bei Deutschlands ältester und erfahrenster Bausparkasse einen Bausparvertrag ab.

Lassen Sie sich dafür belohnen: Vater Staat zahlt Ihnen die höchsten Prämien, Wüstenrot gibt ansehnliche Zinsen und garantiert außerdem billige Darlehen zu nur 4,5 oder 5% Zinsen. Damit können Sie nicht nur bauen, sondern auch renovieren, modernisieren

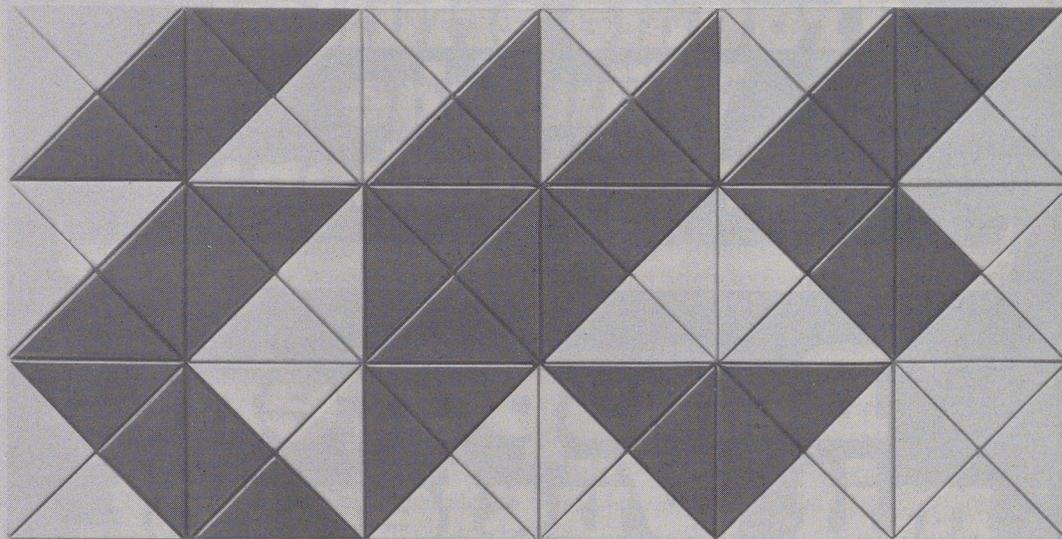
oder teure Hypotheken ablösen.

Was immer Sie auch planen: Nach sieben Jahren haben Sie auf jeden Fall ein kleines Vermögen auf dem Konto. Mit dem Sie machen können, was Sie wollen.

Jeder Wüstenrot-Berater und jede der über 700 Wüstenrot-Beratungsstellen in der Bundesrepublik hilft Ihnen mit gutem Rat und vielen kostenlosen Tips.

wüstenrot
Der gute Grund für Ihr Eigentum

EVS – drei Buchstaben und ihre Bedeutung für Württemberg.



Energie-

Elektrische Energie. Umweltfreundlich. Sicher. Erzeugt in Laufwasser- und Speicherkraftwerken. In Öl- und Kohlekraftwerken. Und künftig immer mehr in Kernkraftwerken. Denn alle verfügbaren Energieträger werden genutzt.

Versorgung

Die EVS ist verpflichtet, Strom jederzeit möglichst sicher und preisgünstig zu liefern. Das erfordert weitsichtige Planung. Denn Kraftwerke haben 5–8jährige Bauzeiten. Trotzdem darf es nie Versorgungslücken geben.

Schwaben AG

Die EVS ist das Landesversorgungs-Unternehmen von Württemberg. Sie versorgt unmittelbar 1,6 Millionen Einwohner auf einer Fläche von über 12 000 km². Außerdem beliefert sie fast alle Elektrizitätswerke Württembergs und ist Partner im europäischen Stromverbund. Sie verfügt über ein Leitungsnetz von 32 000 km Länge.

Die EVS ist eine Aktiengesellschaft. Ihre Aktien befinden sich voll im Besitz der öffentlichen Hand, von Kreis- und Gemeindeverbänden, des Landes und einiger Städte. Das Aktienkapital beträgt 300 Millionen DM.



Für eine
energiebewußte
Zukunft

baues in urgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit sowie ihr Einfluß auf die Bodenentwicklung. Verlag August Lax Hildesheim 1977. 64 Seiten, 21 Abbildungen. Geheftet
HANS CONRAD PEYER: **Gewässer, Grenzen und Märkte in der Schweizergeschichte** (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich Band 48, Heft 3). Zürich 1979. 38 Seiten. Broschiert

GERHARD RAFF (Hg): **Chronik der Stadt Stuttgart 1954 bis 1960**. (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart, Band 28). Ernst Klett Verlag Stuttgart 1978. 387 Seiten, 43 Abbildungen. Leinen DM 28,50

KLAUS J. HERRMANN (Hg): **Schwäbisch Gmünd in alten Ansichten**. Flechsig Verlag Frankfurt am Main 1979. 95 Seiten, 100 Abbildungen, davon 8 farbig. Gebunden DM 24,80

KARL GÜTZ: **Heitere schwäbische Kindheit**. Verlag Herder Freiburg 1975. 144 Seiten. Broschiert DM 5,90

FRIEDRICH HEIM: **Auf festem Grund**. Die Geschichte meiner Familie durch zwei Jahrhunderte. Verlag Ernst Franz Metzgingen 1978. 136 Seiten. Broschiert DM 9,80

WALTER VETTER: **Freiburg – seine Sehenswürdigkeiten**. Ein Führer durch Geschichte, Kunst und Kultur. Verlag Rombach Freiburg 1978. 202 Seiten, 60 Abbildungen. Linsion DM 25,-

GOTTLÖB JUNGK: **Das Steinsalzbergwerk Wilhelmglück 1824 bis 1900**. Die letzte Saline in Hall 1834 bis 1924. (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall e. V., Heft 7). Schwäbisch Hall 1978. 49 Seiten, 33 Abbildungen. Pappband DM 4,80

DIETER KAUSS (Hg): **Städtisches Museum im «Storchen» Göppingen**. Führer durch die Sammlungen. (Veröffentlichungen des Stadtarchives Göppingen, Band 4). Göppingen 1978. 68 Seiten, zahlr. Abbildungen. Broschiert

Heimat- und Altertumsverein Heidenheim an der Brenz e. V. (Hg): **Der Trichtinger Ring und seine Probleme**. Kolloquium anlässlich des 70. Geburtstags von Professor DR. DR. H. C. KURT BITTEL am 9. Juli 1977 in Heidenheim an der Brenz. Heidenheim 1978. 65 Seiten, 16 Abbildungen. Broschiert

WERNER JACKH: **Blumhardt**. Vater und Sohn und ihre Welt. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1977. 207 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 14,80

WALTER MENG (Hg): **Ein Dorf im Wandel der Zeit**. Herausgegeben im Auftrag des Kirchengemeinderats der evangelischen Kirchengemeinde **Rötenberg** aus Anlaß des 850jährigen Bestehens der Rötenberger Kirche. Eigenvertrieb der ev. Kirchengemeinde Rötenberg, Druck Verlag Quell Stuttgart 1978. 112 Seiten, viele Zeichnungen. Broschiert

Wegweiser für die Landeshauptstadt Stuttgart. Bearbeitet vom Statistischen Amt der Landeshauptstadt Stuttgart mit Unterstützung der Verkehrs- und Tarifverbund Stuttgart GmbH (VVS). Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1979. 458 Seiten, Faltplan. Plastikeinband DM 19,80

ANTON OBERLÄNDER: **Lokomotivführer Ranger**. Auf Feuerrossen durch das Land. Schwabenverlag Ostfildern 1979. Gebunden DM 16,80

ERNA HUBER: **Vom Schwarzwald zur Baar**. Kunst- und Geschichtsstätten im Schwarzwald-Baar-Kreis. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1978. 120 Seiten, 91 Abbildungen, eine Ausschlagkarte. Kartoniert DM 14,80

HORST CLAUSS, HANS-JOACHIM KÖNIG und URSULA PFISTERMEISTER: **Kunst und Archäologie im Kreis Schwäbisch Hall**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart und Aalen 1979. 400 Seiten, 345 Abbildungen. Gebunden DM 24,-
ANGELIKA BISCHOFF-LUTHLEN (Hg): **Gruorn**. Ein Dorf und sein Ende. Verlag C. L. Baader Münsingen 1979 (Erweiterte Neuauflage des 1967 erschienenen Werkes). 332 Textseiten, 52 Bildtafeln. Leinen DM 29,80

THEODOR ELZE: **Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain**. Tübingen 1977. (Rudolf Trofenik, Geschichte Kultur und Geisteswelt der Slowenen, XIV. Band). Verlag Rudolf Trofenik München 1977. 142 Seiten, 7 Abbildungen, 1 Karte. Leinen

JULIUS DORNEICH: **Franz Josef Buss und die Katholische Bewegung in Baden**. (Kirchengeschichtl. Verein für das Erzbistum Freiburg: Abhandlungen zur oberrheinischen Kirchengeschichte, 7. Band). Verlag Herder Freiburg 1979. 397 Seiten. Gebunden

PAUL E. SCHWARZ: **Die Flurnamen von Steinenbronn**. (Veröffentlichungen des Heimatgeschichtsvereins für Schönbuch und Gäu e. V., Band 13). Herausgegeben von der Gemeinde Steinenbronn 1978. 84 Seiten, 10 Bilder, 3 Karten. Leinen DM 11,-

Anschriften der Verfasser

Prof. Dr. Adolf Beck, Brunsstr. 22, 7400 Tübingen 1
Dr. Werner Bils, Weihergärtenweg 37, 7410 Reutlingen
Prof. Dr. Martin Brecht, Westfälische Wilhelmsuniversität Münster, Universitätsstr. 13/17, 4400 Münster/Westf.
Prof. Dr. Ludwig Dietz, Südring 49, 7240 Horb 1
Prof. Dr. Rüdiger German, Lieschingstr. 2, 7400 Tübingen 1
Maria Heitland, SCHWÄBISCHER HEIMATBUND, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Dr. Wolfgang Irtenkauf, An der Lehmgrube 35, 7257 Ditzingen

Dr. Gert Kollmer, Mülberger Straße 9, 7300 Esslingen a. N.
Dr. Wolfgang Küspert, Mineralog.-Petrograph. Institut der Universität Tübingen, Wilhelmstr. 56, 7400 Tübingen 1
Willy Leygraf, Redaktion SCHWÄBISCHE HEIMAT, Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Dipl.-Ing. Max Preger, Springerstraße 84, 7980 Ravensburg
Dr. Wilfried Setzler, Herrenberger Str. 14, 7400 Tübingen 1
Alfred Weiss, Herwartstraße 80, 7923 Königsbronn

Einladung zur Mitgliederversammlung 1979

des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES
Samstag, 6. Oktober 1979,
14.15 Uhr, Tübingen

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden
2. Kassenbericht des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Verschiedenes

Der Vorsitzende
gez. Prof. Willi Birn
Regierungspräsident i. R.

Tübinger Tage 1979 Heimat zwischen gestern und morgen

(sh). Vor 70 Jahren wurde die Vorgänger-Organisation des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, der «Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern», gegründet. Wesentliche Anstöße dafür gingen von Tübingen aus: dort drohte der Bau der Herrenberger Bahn die alte Lindenallee zu zerstören – und das ließ eine Reihe von Natur- und Heimatfreunden zusammenrücken, um gemeinsam öffentlich gegen diese und andere Planungen jener entwicklungsfreudigen Zeit ihre Stimme zu erheben. Sie konnten damals nicht ahnen, daß diese Herrenberger Bahn inzwischen zum größeren Teil stillgelegt worden ist und daß der Neubau der Bundesstraße 28 durch den Schloßbergtunnel noch weit größere Zerstörungen für das Tübinger Erholungsgebiet zwischen Alleenbrücke und Freibad gebracht hat. Es zeigt

sich: Manche der damals vorgetragenen Argumente haben bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren. Das mag Anlaß sein, sich bei den TÜBINGER TAGEN 1979 auf grundsätzliche Fragen des Heimatschutzes zu besinnen und zugleich nach den Chancen einer Heimat auch für morgen zu fragen. In Vorträgen und Diskussionen mit namhaften Wissenschaftlern und Praktikern sollen die Möglichkeiten und Ziele dessen abgesteckt werden, was vor 70 Jahren unter dem Namen des Heimatschutzes begonnen worden und bis heute Herausforderung und Aufgabe geblieben ist. (Ausführliches Programm auf Seite 221 dieses Heftes!)

PETER HAAG-Preis für 1979 vergeben

(sh) Dem Architekten DIETER ANSORGE wurde für sein Haus Bei der Kelter 3 in Bietigheim (Stadt Bietigheim-Bissingen) der PETER HAAG-Preis 1979 zuerkannt. Die Jury berücksichtigte dabei besonders, daß die vorbildliche Wiederherstellung dieses Hauses signal- und beispielhaft werden sollte auf seine städtebauliche Umgebung, in der noch viel geschehen muß zur Wiederherstellung des von alter Weinbautradition geprägten Stadtquartiers.

Der vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND 1978 gestiftete PETER HAAG-Preis für denkmalpflegerisch beispielhaft gestaltete Bauten besteht in einer – von UGGE BARLTE gestalteten – Plakette zur Anbringung an dem ausgezeichneten Haus, einer Urkunde sowie DM 3000,-.

Die Satzung des PETER HAAG-Preises sieht vor, daß neben dem eigentlichen Preisträger zwei weitere Gebäude mit je einer Urkunde und einer Plakette ausgezeichnet werden können. Die Jury entschied sich in diesem Jahr für das Geschäfts- und Wohnhaus Sigrist, Herrenstraße 15, in Wangen im Allgäu (Eigentümer: Familie KIESEL,

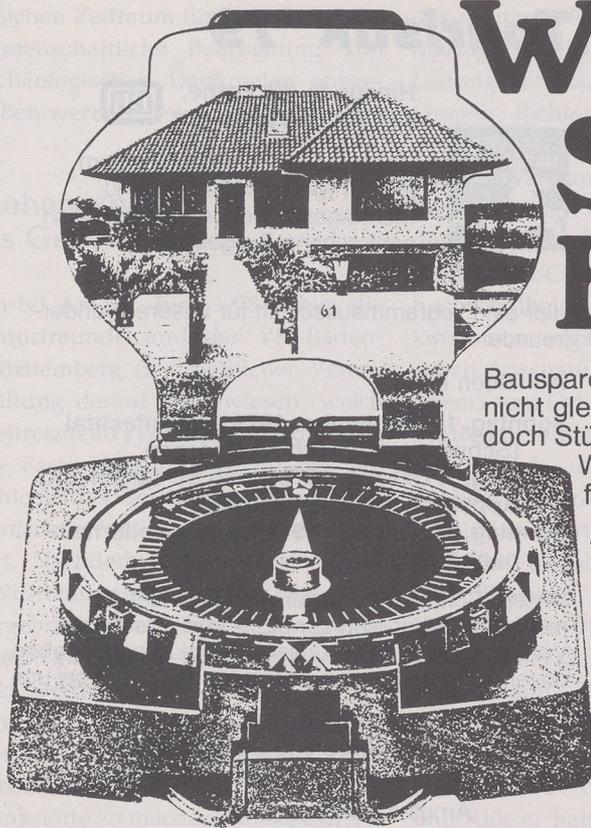
Wangen) und für das Fabrikgebäude Goethestraße 20 in Albstadt-Tailfingen (Eigentümer: EBERHARD und FRIEDA CONZELMANN, Albstadt).

Die Auszeichnungen sollen am 11. November 1979 in Bietigheim-Bissingen überreicht werden. Danach wird die SCHWÄBISCHE HEIMAT die ausgezeichneten Gebäude ausführlich würdigen.

Programm für Denkmalpflege

(sh) Die Regierung von Baden-Württemberg hat ein langfristiges Programm für die Denkmalpflege vorgelegt. Danach sollen von 1980 bis 1985 120 Millionen DM für 120 besonders erhaltenswerte Objekte eingeplant werden. Dabei geht es der Regierung vor allem darum, den Bürgern Anlässe und Ansätze zu geben, sich mit ihren Heimatorten zu identifizieren. Nur so könnten die Flucht in die gleichförmigen Stadtrandsiedlungen (und deren Ausufer) sowie die Verödung der alten Siedlungskerne verhindert werden.

Auf der Liste der besonders zu fördernden denkmalpflegerischen Maßnahmen steht im Regierungsbezirk Stuttgart obenan das Schloß Filseck, das in den letzten Monaten ja mehrfach Gegenstand von erschrecklichen Nutzungsplänen und von entsprechend großen Sorgen der an seiner Wiederherstellung interessierten Bürger gewesen ist. Ein paar weitere – wahllos herausgegriffene – Beispiele aus der umfangreichen Liste: drei Fachwerkhäuser in Markgröningen, die Stadtpfarrkirche in Weilheim a. d. Teck, das «Klösterle» in Bad Cannstatt, die Synagogen in Michelbach, Freudental und Hechingen, die Frauenkirche in Esslingen, die Schloßkirche in Winnenden, die Klöster Blaubeuren, Heiligkreuztal, Rot an der Rot, die Altstadtkapelle in Rotenburg und die Ammerhofkapelle in Tübingen, das Wasserschloß Glatt.



Wir bringen Sie auf Erfolgskurs

Bausparen ist immer eine sichere Sache. Auch wenn Sie nicht gleich ans Bauen denken, so wächst Ihr Vermögen doch Stück für Stück durch Prämien, Zinsen, Sparzulagen. Wer weiter denkt, entscheidet sich deshalb sofort für das Bausparen und seine vielen Vorteile.

Am besten, Sie lassen sich in den nächsten Tagen einmal ausführlich und unverbindlich von uns beraten.

Auf diese Steine können Sie bauen

Schwäbisch Hall

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.



WIR BIETEN MEHR ALS GELD UND ZINSEN

Sparen fürs Häuschen im Grünen.

Wenn Sie dieses oder ein anderes Sparziel haben, sprechen Sie mit uns. Wir erklären Ihnen gern, welche Vorteile die verschiedenen Sparformen bieten. Ob Kontensparen, Prämien sparen, 624-Mark-Sparen, Bausparen, Sparbriefe oder Wertpapiere in Frage kommen. Oder Kombinationen davon.

Bei uns werden Sie so beraten, daß Sie Ihr Sparziel schnell erreichen.



VOLKSBANKEN



RAIFFEISENBANKEN

Burgen und Schlösser in Nordwürttemberg

Walther-Gerd Fleck, 308 S., 92 sw. Abb. 8 Farbtafeln, 14 x 21 cm, Leinen, Subs.-Preis DM 45,-, ab 1. 1. 1980 DM 49,80, ISBN 3 8035 1014 7

Allemannische Gedichte

Johann Peter Hebel, Einführung zur Neuausgabe von Otto Heuschele, Nachdruck der Aufl. von 1862, 148 S., 30 Umrißzeichn. von J. Nisle, 21 x 18 cm, Leinen mit Goldprägung, numerierte Auflage von 950 Exemplaren DM 48,-, ISBN 3 8035 1024 4

Volkstümliche Kunst aus Schwaben

Hrsg. Paul Schmohl/Eugen Gradmann, Nachdruck der Aufl. von 1908, 128 S., 511 Abb., 21,5 x 30 cm, Leinen DM 68,-, ISBN 3 8035 8919 3

Schwaben unter sich über sich

Hrsg. Otto Heuschele, 232 S., 15,5 x 21,5 cm, Leinen DM 24,80, ISBN 3 8035 8301 2

In der Reihe
DEUTSCHLAND IN ALTEN ANSICHTSKARTEN
sind folgende Titel erschienen:

Esslingen · Göppingen · Heidenheim · Ludwigsburg · Pforzheim · Reutlingen · Schwäb. Gmünd · Schwäbische Alb · Stauferburgen · Stuttgart, Bd. I u. II · Waiblingen · Ulm

85-128 teils farbige Ansichtskarten von 1880-1930, 64-128 S., 15 x 21 cm, DM 19,80 bis DM 24,80

Weidlich Verlag · Flechsig Verlag
Savignystr. 61 · 6000 Frankfurt/M.

Touristik '79

Hinaus in die Ferne, mit Sonderzügen der 



Unser Sonderfahrtenprogramm enthält wieder viele Ein- und Mehrtagesfahrten in landschaftlich sehr schöne Zielgebiete.

Hier ein Programmausschnitt für unsere Wanderfreunde:

Wir fahren am

Sonntag, 16. September 1979, ins Gutachtal (Schwarzwald) nach St. Georgen
Sonntag, 7. Oktober 1979, nach St. Gallen und Appenzell in der Ostschweiz
Sonntag, 14. Oktober 1979, auf die Zollernalb nach Ebingen

Unsere Sonderzüge halten im Zielgebiet auf mehreren Bahnhöfen zum Ein- und Aussteigen. Verlangen Sie bitte bei unseren Fahrkartenausgaben unser Jahresprogramm oder rufen Sie direkt bei uns an.



Generalvertretung Stuttgart West
der Bundesbahndirektion Stuttgart

Arnulf-Klett-Platz 2

7000 Stuttgart 1

Telefon (07 11) 20 92/51 80

Alles über's »Musterländle«



364 Seiten,
219 Abb.
Leinen,
DM 29,80

In Ihrer
Buch-
handlung

Das Lexikon will Landschaft, Geschichte, Mundart, Kunst und Kultur zeigen, will Akzente setzen, Eigenheiten hervorheben, Besonderheiten herausstellen.

Sie erfahren von großen und kleinen Ereignissen der Geschichte, von Dörfern und Städten, Flüssen und Bergen, Burgen und Schlössern, von Künstlern, Technikern und Priestern.

Geschichte und Kunstgeschichte, Volkskundliches und Literarisches finden sich zusammen und machen das Baden-Württemberg-Lexikon zu einem unterhaltsamen, informationsreichen Nachschlagewerk.

Horst Erdmann Verlag
Postfach 1380 · 7400 Tübingen



Der Schwabe und die Obrigkeit

Nicht nur Gemütvolles aus alten Akten und schwäbischen Dorfarchiven von Angelika Bischoff-Luithlen, 260 Seiten mit 10 Zeichnungen, Leinen DM 28,-

Dem Leben des kleinen Mannes im schwäbischen Dorf mit seinen Sorgen und Nöten, mit seinen Schlichen und Verschmitztheiten, seinen kleinen Freuden und Vergnügungen ist dieses Buch gewidmet, in dem Angelika Bischoff-Luithlen die Ausbeute jahrzehntelanger Entdeckungsarbeit in schwäbischen Dorfarchiven einem breiteren Leserkreis zugänglich macht.

Konrad Theiss Verlag

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

Insgesamt 7,6 Millionen DM sollen im gleichen Zeitraum für Sicherung und wissenschaftliche Bearbeitung von archäologischen Denkmälern ausgegeben werden.

Hohenasperg als Gedenkstätte?

(sh-ly) Am 17. Juni 1978 haben die Naturfreunde und der VS Baden-Württemberg in öffentlicher Veranstaltung darauf hingewiesen, welche weitreichend symbolische Bedeutung die Feste Hohenasperg für die Geschichte des Geistes und der republikanischen Freiheit in diesem Lande hat. Nachdem nun das bislang auf «Württembergs höchstem Berg» untergebrachte Vollzugskrankenhaus in absehbarer Zeit in einen Neubau verlegt werden soll, hat die SPD des Kreises Ludwigsburg Anregungen des 17. Juni 1978 konkretisiert und gefordert, Hohenasperg zu einer Gedenkstätte zu machen für alle diejenigen, die dort – zum Teil ohne Gerichtsverfahren oder Urteil – ihrer freiheitlichen Gesinnung wegen eingekerkert gewesen sind. Der bekannteste von allen Hohenasperg-Häftlingen ist wohl der Dichter und Journalist CHRISTIAN DANIEL SCHUBART, den Herrscherwillkür mit elf Jahren Haft zermürbt und zerstört hat. Auch der Nationalökonom und Landtagsabgeordnete FRIEDRICH LIST mußte seinen Mut zur Kritik am herrschenden Staatswesen auf der Festung büßen; kaum einem der bedeutenderen Vertreter der demokratischen Bewegung von 1848 blieb die Haft auf Hohenasperg erspart: damals bekam der Berg den Namen «Demokratenbukkel». Es gibt also genügend Gründe, den Gedanken einer Gedenkstätte Hohenasperg in einer breiteren Öffentlichkeit aufzugreifen.

Geschichte am Beispiel Kursus in Inzigkofen

(vh/sh) Das Volkshochschulheim Inzigkofen veranstaltet vom 22. bis zum 27. Oktober 1979 einen Kurs mit dem Thema «Zur Geschichte Südwestdeutschlands – Territoriale Struktu-

ren und Entwicklungen am Beispiel des heutigen Kreisgebietes von Sigmaringen». Die wissenschaftliche Leitung hat Staatsarchivdirektor Dr. Gregor Richter vom Staatsarchiv Sigmaringen. Außer ihm referieren die Archivare und Historiker Dr. Otto Becker und Dr. Maren Kuhn-Rehfus, der Denkmalpfleger Dr. Hartmann Reim sowie Claus Gräwe vom Volkshochschulheim Inzigkofen. Vier Exkursionen ergänzen die Referate durch Anschauung.

Thema und Ort dieser Veranstaltung dürften besonders geeignet sein, Geschichte als fortwirkende Vergangenheit erkennbar zu machen: Die politische Karte Südwestdeutschlands im 18. Jahrhundert zeigt eine Zersplitterung, wie man es sonst kaum, weder früher noch später, in irgendeinem Teil Deutschlands feststellen kann. Das Land unterstand den verschiedensten Herrschaftsträgern, weltlichen und geistlichen; Ritterschaft und Adel, freie Reichsstädte und Klöster hatten ihren Anteil daran. Der Kreis Sigmaringen liegt an einer Stelle, an der diese Aufteilung mit am weitesten fortgeschritten war, wo das «Mosaik» der politischen Karte besonders bunt aussah. Am Beispiel dieses Gebietes soll in die Territorialgeschichte Südwestdeutschlands eingeführt und den noch bis in unsere Gegenwart hinein wirkenden Folgen der Zersplitterung nachgegangen werden. Vorträge und Referate im Volkshochschulheim und im Staatsarchiv Sigmaringen werden ergänzt durch mehrere Exkursionen und Besichtigungen im Kreis Sigmaringen und in Oberschwaben.

Auskünfte und Anmeldung: Volkshochschulheim Inzigkofen, 7483 Inzigkofen 1, Telefon (0 75 71) 58 51.

Heimattage Baden-Württemberg

(sh) Aus dem ursprünglichen Plan, einen «Tag der Heimat Baden-Württemberg» zu feiern, hat sich schon 1978 in Konstanz eine Fülle von Veranstaltungen entwickelt, die fast eine Woche lang auf den eigentlichen «Tag der Heimat» am zweiten September-sonntag zuführten. Die Erfahrungen

von Konstanz, Ideen und Aktivitäten der beteiligten Verbände – von den Narren bis zu den Vertriebenen, von der Landjugend bis zu den Schriftstellern, von den Wander-, Volkstanz- und Musikvereinen bis zu den Philatelisten – sowie die vielfältigen Anregungen und Angebote der gastgebenden Stadt Esslingen am Neckar haben nach gerade einjähriger Tradition zur Vorbereitung einer ganzen Heimatwoche geführt, der dazu noch durch besondere Esslinger Aktivitäten ein Auftakt-Wochenende vorangeht. Die Vorbereitung lag auch in diesem Jahr wieder beim Arbeitskreis



Heimattage Baden-Württemberg, in dem außer den Verbänden, die sich mit Heimatpflege im weitesten Sinne befassen, die gastgebende Stadt und das Staatsministerium vertreten sind. Das umfangreiche Programm wird rechtzeitig in den Tageszeitungen bekanntgegeben. Hingewiesen sei hier schon jetzt auf drei Symposien: 4./5. 9. «Heimat und Nachbarschaft» (Verband deutscher Schriftsteller); 6. 9. «Altstadtsanierung und Denkmalpflege» (Arbeitsgemeinschaft «Die alte Stadt»); 7. 9. Unterrichtsmodelle Heimatkunde (PH Esslingen und Geschichtsvereine). Zu den Höhepunkten der Heimattage Baden-Württemberg 1979 in Esslingen gehören gewiß neben den Abendveranstaltungen in der Stadthalle (Veranstalter: Landjugend, Sängerbünde, Wander- und Naturschutzverbände, Blasmusiker, Vertriebenen-Verbände) – der «Kinder- und Familientag» am Samstag, 8. 9., und die große Festveranstaltung am Sonntagnachmittag.

Funkkolleg Geschichte

(SDR/sh) Dem neuerwachten Interesse an der Geschichte kommt das dreißig Kollegstunden umfassende Funkkolleg Geschichte entgegen, das der Süddeutsche Rundfunk mit namhaften Historikern, Pädagogen und Publizisten vorbereitet hat. Es wird ab Herbst von sechs bundesdeutschen Rundfunkanstalten (HR, SR, SDR, SWF, RB, WDR) ausgestrahlt.

Entstanden ist der Plan beim SDR aus der Einsicht, daß gerade heute wieder neu und verstärkt nach den geschichtlichen Grundlagen unserer Gegenwart gefragt wird. Ziel des Kollegs ist es deshalb, aufzuzeigen, daß Geschichte nicht tote Vergangenheit ist, auf die ohne Schaden verzichtet werden kann.

Angesprochen sind alle, die über ihre eigene Situation nachdenken und sich für die geschichtlichen Zusammenhänge unserer gegenwärtigen Existenz interessieren. Vor allem aber wird das Kolleg die interessieren, die erfahren wollen, wie heute Geschichte wissenschaftlich betrachtet wird und welche neuen historischen Erkenntnisse es gibt: Geschichtslehrer, Studenten, Schüler und alle, die sich von Berufs wegen mit Geschichte befassen.

Das Funkkolleg Geschichte beginnt am 15. Oktober 1979. Anmeldeschluß ist der 24. September 1979. Nähere Informationen geben die beteiligten Rundfunkanstalten und die Landesvolkshochschulverbände sowie das Funkkolleg-Zentralbüro, Robert-Mayer-Straße 20, 6000 Frankfurt 90, mit einer kostenlosen Informationsbroschüre.

Städteforum: Dokumentation und Information

(dhb/sh) Das «Internationale Städteforum» in Graz wurde auf Empfehlung der Konferenz der europäischen Gemeinden mit Unterstützung des Europarates und auf Betreiben von «EUROPA NOSTRA» (London) als Dokumentations- und Informations-

zentrum unter dem Vorsitz von Präsident Kulturstadtrat Dr. Heinz Pammer gegründet. Diese internationale Institution bemüht sich um die Erfassung und Weitergabe von Daten, welche die Erhaltung, Restaurierung und Revitalisierung von historisch gewachsenen Stadt- und Gemeindezentren zum Inhalt haben. Das reicht vom Denkmalschutz über den Ensembleschutz bis hin zum Problem des zeitgerechten architektonischen Beitrages unserer Zeit zum Organismus unserer Städte und Gemeinden.

Die Aufgaben des Städteforums gliedern sich in zwei Hauptbereiche. Einerseits ist es die Erfassung und Dokumentation, die Information als Dienstleistung im Sinne der Vermeidung von kostspieligen parallelen Fehlentwicklungen auf diesem Gebiet.

Weitere Informationen: «Internationales Städteforum» in Graz, Hauptplatz 3/3, 8010 Graz.

Tübingen Akzente und Aspekte

(Red.) Ein paar Stichworte sollen die Bild- und Textfolge ergänzen, mit der dieses Heft anhebt. Das Titelbild führt in die Bursagasse zwischen dem Evangelischen Stift (dessen Hoftor im Hintergrund erkennbar ist) und der einstigen Burse, die später das erste Universitätsklinikum beherbergte. – Seite 146/147: Mit zwei Bildern ist die Schauseite Tübingens, die Neckarfront, vertreten, mit den Stocherkähnen beim Hölderlin-Turm und mit der zum Neckar gewandten Rückseite des an der Bursagasse gelegenen Hauses, in dem das Tübinger Zimmertheater unter Salvatore Poddine und Heilfried Foron weit über Tübingen hinauswirkenden Ruhm erspielt hat. – Seite 149: *in dem hohen Eckhaus zwischen Pfleghofstraße und Neuer Straße . . . befand sich . . . das «Café Kommerell»*; das hier nicht abgebildete Eckhaus gegenüber war als *Wurstpalast* bekannt, rechts am Pfleghof vorbei der Schulberg, der seinen Namen von Tübingens einstiger Lateinschule hat. – Seite 151: Am geldtaschen- und erkertragenden Männlein ist deutlich

der ehemalige «Herrenberger Keller» zu erkennen, der zwischen Rathaus und Stiftskirche wohl das markanteste Gebäude an der Tübinger Fußgängerzone ist. – Seite 152/153: Fensterfronten auf der Morgenstelle und in der Altstadt; hier noch Verbindung zwischen den Menschen im Haus und dem Geschehen draußen auf der Straße, dort dagegen fast hermetischer Abschluß. – Seite 154/155: In der Neuen Aula. Kritische Solidarität zwischen «Lehrenden» und «Hörenden» (sogar «zu seinen Füßen»): WALTER JENS spricht zur Eröffnung einer «Gegenausstellung» aus Anlaß des Universitätsjubiläums 1977. Daneben fast ein Sinnbild für die Gefahr der Vereinsamung angesichts von Massenuniversität und Leistungsdruck. – Seite 156/157: Das scheinbare ländliche Idyll zwischen der wuchernden Stadt und der Weite des Ammertals wird kontrastiert vom großstädtischen Anspruch neuen Bauens auf den Höhen über der Stadt, auf der Morgenstelle, auf der Wanne, auf Waldhäuser-Ost, wo Kritiker jene Urbanität vermissen, die solchem Anspruch antworten müßte. – NORBERT H. KRÜGER, von dem diese Bilder gemacht wurden, ist weder auf das Repräsentative aus noch auf abstrakt Wesentliches. Man könnte ihn einen Veristen nennen, der gerade im eher Alltäglichen das Liebenswürdige aufspürt; dem wendet er seine kritische Aufmerksamkeit zu, ohne allerdings eine gewisse Zuneigung zu verleugnen.

Persönliches

Sein 75. Lebensjahr vollendet am 5. August 1979 PROF. DR. HELMUT DOLKER, ein unverwechselbarer Vertreter des Faches Volkskunde, der aber weit über dieses Fach hinaus für Geschichte und Gegenwart der Heimat interessiert und engagiert ist – nicht zuletzt als Vorstandsmitglied des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES und im Redaktionsauschuß der SCHWÄBISCHEN HEIMAT.

Ebenfalls 75 Jahre alt wird am 7. September 1979 der Volkskundler DR. DIETER NARR in Vellberg.

Übersichtlich, schnell und sicher: Ordnung daheim mit Leitz!



Selbst im kleinsten Haushalt gibt es wichtige Unterlagen, die schnell und sicher aufbewahrt, aber auch sofort wieder zur Hand sein müssen. Ob Sie 20 oder 200 Schriftstücke aufbewahren wollen, geheftet oder lose, liegend oder hängend – Leitz hat für jeden Anspruch, für jeden Geldbeutel eine passende Lösung.

Neben den hier gezeigten Leitz Akteien enthält das große Leitz Programm noch viele andere Artikel, die für Haushalt und Hobby, Schule und Studium gut geeignet sind – z. B. Plastic-Hüllen, Juris-Mappen, Plastic-Hefter, Locher und Ordner in vielen Farben und Ausführungen. Fragen Sie Ihren Fachhändler!

Leitz hat für jeden Anspruch eine passende Lösung!

LEITZ

Coupon
für Farb-Prospekt von L. Leitz.
Postf. 3007 20, 7 Stuttgart 30
Absender: _____

Endlich wieder lieferbar!

Schwäbische Romanik

Emil Bock

Baukunst und Plastik
im württembergischen Raum
Urachhaus

Neuausgabe (5., verbesserte Auflage), 320 Seiten,
369 Abbildungen, eine Karte, Leinen DM 84,-

Das große Werk von Emil Bock über die Schwäbische Romanik hat in den letzten Jahren allseitige Anerkennung und weiteste Verbreitung gefunden als *das* Standardwerk über die romanische Kunst in Baden-Württemberg. Die jetzt erschienene Neuausgabe wurde deshalb schon dringend erwartet. Der Bildteil wurde in vielen Details verbessert, insbesondere wurden etwa 30 Abbildungen durch neue Aufnahmen ersetzt, womit den verschiedenen Renovierungsarbeiten der letzten Jahre Rechnung getragen wurde. Damit präsentiert sich nun das bewährte Buch von Emil Bock in einem neuen Gewand, in einer aktualisierten und verbesserten Neuausgabe.

„Man wird dieses Buch als ausgezeichnete Ergänzung einer Landschaft ansehen. Emil Bock ist Kunstkennner, und jedem, der seine Heimat von einem neuen Aspekt her kennenlernen will, sei dieses Buch empfohlen.“
Süddeutscher Rundfunk

„Hier entstand ein Kunstbildband jener heute seltenen Kategorie, die allein die Gegenstände für sich sprechen läßt.“
Westermanns Monatshefte

„Ein großartiger Bildband! Man muß sogar zu einem begeisterten Ausruf ausholen. Die informatorische Potenz ist so beglückend wie die bildliche.“
Reutlinger Generalanzeiger

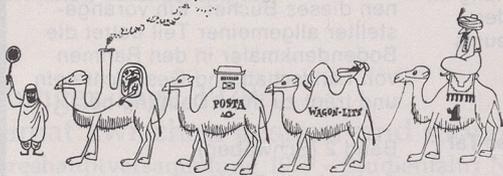
„Ein königliches Geschenk, das man sich auch selbst machen kann.“
Rems-Zeitung



Urachhaus

Verlag Urachhaus, Postfach 1310 53, 7000 Stuttgart 1

Karawane Studien-Reisen



Sie müssen nicht unbedingt auf einem Kamel reiten, wenn Sie eine Karawane-Reise buchen wollen . . .

Wir veranstalten Bahn-, Bus- und Flugreisen, Wanderfahrten und Kreuzfahrten – weltweit!

Gerne senden wir Ihnen unsere neuesten Programmübersichten 1979 zu.



Programme und Verlagsverzeichnisse, Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:

Büro für Länder- und Völkerkunde
7140 Ludwigsburg Marbacher Str. 96 Ruf (07141) 51091

Literatur zur Vor- und Frühgeschichte in Südwestdeutschland



Führer zu archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg

Band 2

Der Heidengraben bei Grabenstetten Ein keltisches Oppidum auf der Schwäbischen Alb bei Grabenstetten

von Franz Fischer
2. verbesserte Auflage. 168
Seiten, 66 Abbildungen und Pläne.
Karte mit Rundwanderweg.
Kt. DM 15,—.

Die Erbauer und Bewohner des „Heidengraben“ — wie wir die Ruinen der großen stadtartigen Siedlung nennen — waren die Kelten, die ersten dem Namen nach bekannten Bewohner des Landes. Endlich liegt der lange vergriffene Führer zu einem der bekanntesten vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler in Baden-Württemberg wieder vor. Der zweiten, auf neuesten Stand der Forschung gebrachten Auflage ist die Karte eines neu angelegten Rundwanderweges zu diesem Bodendenkmal beigegeben.

Band 4

Lebendige Archäologie

Ein Kurzführer zu den restaurierten Bodendenkmälern in Baden-Württemberg

bearbeitet vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.
172 Seiten mit 121 Abbildungen und Plänen. Kt. DM 15,—.

Der Führer bringt eine kurze Beschreibung aller restaurierten Denkmäler unserer Vor- und Frühgeschichte von der Steinzeit bis zu den Römern. Alphabetisch nach Orten geordnet verdeutlichen Foto und Plan jedes Objekt. Übersichtlich und praktisch für Exkursionen, Wochenend- und Schulausflüge.

Band 5

Der Magdalenenberg bei Villingen im Schwarzwald

Ein Fürstengrabhügel des 6. vorchristlichen Jahrhunderts

von Konrad Spindler. Mit Beiträgen von Ernst Hollstein und Eduard Neuffer. 112 Seiten mit 73 Abbildungen und Plänen. Kt. DM 15,—.

Der keltische Fürstengrabhügel Magdalenenberg bei Villingen ist einer der größten Grabhügel Mitteleuropas und eine der bedeutendsten archäologischen Fundstätten der Hallstattzeit. Die Grabungsergebnisse der letzten Jahre geben ein faszinierendes Bild dieser Kultur, deren Reichtum und Bedeutung im Magdalenenberg-Museum des Villingener Franziskaner-Museums anschaulich wird.

Band 6

Eiszeitjäger im Blaubeurener Tal

von Eberhard Wagner
135 Seiten mit 74 Abbildungen und Zeichnungen. Kt. DM 15,—.

Das Blaubeurener Tal mit seinen zahlreichen Höhlen ist in den letzten Jahrzehnten zum wichtigsten Ausgrabungsort für die Erforschung der eiszeitlichen Menschen und Tiere geworden. Der vorliegende Führer gibt neben der faszinierenden Entwicklungsgeschichte des Menschen und der damaligen Tierwelt eine genaue Beschreibung der Höhlen und ihrer Funde. Den Text veranschaulichen zahlreiche, teils farbige Abbildungen und Zeichnungen.



**Konrad Theiss Verlag
Stuttgart und Aalen**

Führer zu archäologischen Denkmälern in Bayern

Band 1 (Schwaben)

Archäologische Wanderungen um Augsburg

Hrsg. von Hans Frei und Günther Krahe mit Beiträgen von H. Frei, H. Gutmann, G. Krahe, W. Ruckdeschel, L. Scheuempflug, O. Schneider und L. Weber.

134 Seiten mit 48 Abbildungen und Zeichnungen. Kt. DM 12,—.

In der Umgebung von Augsburg finden sich zahlreiche geschichtliche Bodendenkmäler von der Steinzeit bis zu den Burgställen des Mittelalters. Zu ihnen führen die Exkursionen dieses Buches. Ein vorangestellter allgemeiner Teil blickt die Bodendenkmäler in den Rahmen von Landschaft und Geschichte ein und trägt zu ihrer Deutung bei.

Band 2 (Schwaben)

Archäologische Wanderungen im Ries

Hrsg. von Hans Frei und Günther Krahe mit Beiträgen von J. Biel, K. Böhner, W. Czysz, W. Dehn, H. Frei, H. Gall, E. Grünenwald, H. Gutmann, B. Hildebrand, G. Krahe, D. Planck, L. Reisch, O. Schneider.

256 Seiten mit 100 Abbildungen und Zeichnungen. Farbige Kartenbeilage. Kt. DM 19,80.

Die Exkursionen dieses Bandes umfassen das württembergische und bayrische Ries. Sie führen zu vor- und frühgeschichtlichen Anlagen (u. a. Goldberg, Ipf), zu Städten und Museen (u. a. Nördlingen, Wemding), zu Burgen, Schlössern und Klöstern (Schloß Harburg, Kloster Mönchsdeggingen). Ein heimatkundliches Buch im besten Sinne mit allgemeinen, einführenden Beiträgen in Landschaft und Geschichte.

Veranstaltungen und Studienfahrten

Aktion Irrenberg 1979

Samstag, 8. September 1979

Abfahrt 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart–Tübingen–Hechingen–Irrenberg **nach Vereinbarung**

Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebietes Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Die Aktion dokumentiert jedes Jahr den Willen der Bürger zur Erhaltung einer natürlichen Umwelt und gewährleistet die Pflege eines besonders schönen und wichtigen Naturschutzgebietes.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt. Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

Tübinger Tage 1979

Heimat zwischen gestern und morgen

(Jahreshauptversammlung 1979 - Studienfahrt Nr. 47)

Samstag, 6. Oktober bis Sonntag, 7. Oktober 1979

Vor siebzig Jahren wurde die Vorgänger-Organisation des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES – der «Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» – gegründet. Manche der damals erhobenen Forderungen sind auch heute noch gültig, viele der damals vorgetragenen Argumente haben bis heute nichts von ihrer Aktualität verloren. Das mag Anlaß sein, sich auf grundsätzliche Fragen des Heimatschutzes zu besinnen und zugleich nach den Chancen einer Heimat auch für morgen zu fragen. In Vorträgen und Diskussionen mit namhaften Wissenschaftlern soll nach den Zielen und Möglichkeiten dessen gefragt werden, was vor 70 Jahren unter dem Namen des Heimatschutzes begonnen worden ist.

Samstag, 6. Oktober 1979, 13.00 Uhr:

Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Tübingen

14.15 Uhr, Hörsaal 9 der Universität:

Mitgliederversammlung

des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES
(Tagesordnung s. Seite 214)

16.15 Uhr, Auditorium maximum der Universität:

**Professor Dr. Dr. Wolfram Fischer,
Freie Universität Berlin:**

Arbeit und Wirtschaft verändern die Welt

19.30 Uhr, Auditorium maximum der Universität:

«Eine Zukunft für unser Mittelalter . . .»

Architekten, Denkmalpfleger, Kommunalpolitiker und Kunsthistoriker diskutieren die Grenzen der Denkmalpflege.

Bei dieser Podiumsdiskussion mit Fachleuten aller an der künftigen Gestaltung der überlieferten Hauslandschaften beteiligten Disziplinen und Bereiche handelt es sich um die öffentliche Produktion einer Sendung des SÜDWEST-FUNK-Landesstudios Tübingen, die im Rahmen der Sendereihe «Lebendiges Mittelalter» ausgestrahlt wird.

Nach Veranstaltungsende:

Rückfahrt mit dem Bus zum Karlsplatz Stuttgart

Sonntag, 7. Oktober 1979

9.00 Uhr: Fahrt ab Karlsplatz Stuttgart nach Tübingen

10.30 Uhr, Auditorium maximum der Universität

**Dr. Freiherr Heinrich von Lersner,
Präsident des Umweltbundesamtes:**

Sozialer Fortschritt in einer endlichen Welt

14.30 Uhr: Exkursionen und Führungen

1

Dr. Wilfried Setzler:

Tübingen – gestern und heute

Dieser Rundgang durch die Stadt sucht die altbekannten Plätze auf: Stiftskirche, Burse, Evangelisches Stift, Jakobskirche, Pfleghof und Wilhelmsstift – und stellt sie in die Zusammenhänge von Geschichte und Gegenwart.

2

Dr. Siegwalt Schiek:

Archäologische Wanderung im Schönbuch

Vom Schlößchen Einsiedel (Eberhards Weißdorn!) erschließt der archäologische Lehrpfad Zeugnisse früher Geschichte in der heute vom Wald bestimmten Landschaft: vorgeschichtliche Grabhügel, eine keltische Viereckschanze und römische Bildsteine.

3

Dr. Hugo Baumann:

Auf historischen Spuren im Schönbuch

Natur-, Boden- und Baudenkmäler

Der Vorstand des Gehege-Forstamtes Bebenhausen führt bei einer Busfahrt und kleinen Wanderungen zu besonders beachtenswerten Punkten des Naturparks Schönbuch.

4

Benigna Schönhagen:

Um Tübingen herum

Tübingen–Oberndorf (Hochaltar)–Rottenburg (St. Moriz)–Wachendorf–Hirrlingen (Pfarrkirche und Schloß)–Hemmendorf (Fresken)–Tübingen

5

Prof. Dr. Frank Westphal / Prof. Dr. Franz Oberwinkler
Geologisch-paläontologisches Institut und Botanischer Garten

Die naturwissenschaftlichen Institute der Universität Tübingen können zwei weitberühmte Schauobjekte vorweisen: die vielfältigen Zeugnisse vorzeitlichen Lebens in der Sammlung des Geologisch-paläontologischen Instituts und den für Wissenschaftler wie Laien durch Vielfalt und moderne Anlage gleichermaßen interessanten Botanischen Garten.

6

Dr. Volker Himmelein:

Zwischen Ammer und Schönbuch

Romanische Reste in Schwärzloch, die Kapelle des ehemaligen Klosters Marchtal auf dem Ammerhof, Schloß und Stephanskirche in Poltringen, die Burgen Hohenentringen und Roseck – das sind die wichtigsten Stationen dieser Exkursion, mit der bei gutem Wetter auch eine kleine Wanderung verbunden werden soll.

18.30 Uhr: Rückfahrt mit dem Bus nach Stuttgart

Hotelunterkünfte in Tübingen vermittelt der Verkehrsverein Tübingen, Eberhardsbrücke 1, 7400 Tübingen, Telefon: (0 70 71) 3 50 11. (Keine Zimmerreservierung durch die Geschäftsstelle!)

Busfahrten Stuttgart–Tübingen–Stuttgart (also jeweils eine Hin- und Rückfahrt): DM 10,-.

Die Teilnahme an den Führungen und Exkursionen ist für die Teilnehmer der **Tübinger Tage 1979** kostenfrei.

Wegen der Busbestellung bitten wir um baldige Anmeldung!

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

49

1. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 21. Oktober 1979

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

50

2. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 24. Oktober 1979

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

Mittwoch, 14. November 1979, 19.30 Uhr

Wilhelmshpalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Wolfgang Irtenkauf

Schwäbische Buchmalerei der Stauferzeit

Vortrag mit Farbdias

52

Advent in Innsbruck und Umgebung

Führung: **Dr. Wolfgang Irtenkauf**

Donnerstag, 29. November bis Sonntag, 2. Dezember 1979

Abfahrt: 7.30 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 127,-

Stuttgart – Bregenz – Arlberggtunnel – Imst – Stams – Innsbruck. Rückfahrt über Fernpaß – Kempten – Ulm – Stuttgart

Die diesjährige Adventsfahrt gilt der Hauptstadt Tirols. Wir wollen auf der Hinfahrt nicht nur ein Wunderwerk österreichischer Tunnelbaukunst, den neuen Arlberggtunnel, durchfahren, sondern auch auf der Tiroler Seite einige Kostbarkeiten am Wege – so die Zisterzienserabtei Stams – besuchen. Die beiden Haupttage gelten Innsbruck (wobei der Akzent auf dem Innsbruck der Maximilianszeit liegen soll) und der kaum bekannten alten und für Europa wichtigen Bergstadt Schwaz, die aufgrund ihrer ehemaligen wirtschaftlichen Bedeutung Künstler aus aller Herren Länder an sich zog.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt, deshalb wird frühzeitige Anmeldung empfohlen.



GESCHENK-GUTSCHEIN

ÜBER EINE BEITRAGSFREIE MITGLIEDSCHAFT IM SCHWÄBISCHEN

HEIMATBUND IM JAHRE

FÜR

IN

W. P. Rimm

VORSITZENDER DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

FÜR DIE RICHTIGKEIT:

GESCHÄFTSFÜHRERIN



Dieser Gutschein berechtigt im Jahre seiner Geltung zum Bezug der Zeitschrift SCHWÄBISCHE HEIMAT und zur Teilnahme an allen Veranstaltungen und Studienfahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu den für reguläre Mitglieder geltenden Bedingungen.

Wenn nach Ablauf dieses Jahres die Mitgliedschaft aufrechterhalten bleiben soll, braucht nur das beigefügte Formular vollständig ausgefüllt und unterschrieben an die Geschäftsstelle geschickt zu werden.

Besteht schon eine Mitgliedschaft, so beginnt mit dem 1. Januar des folgenden Jahres wieder die Pflicht zur Beitragszahlung.

Geschenke, die Freude bereiten...

So sieht er aus, der Geschenkgutschein, mit dem Sie Ihren Bekannten, Verwandten und Freunden auf einfache Weise eine Freude machen können – zu Festtagen aller Art, oder einfach nur so!

(Und davon hat der Beschenkte nicht nur einmal etwas: Allein viermal erinnert ihn die SCHWÄBISCHE HEIMAT an Ihre gute Idee!)

Und wie bekommt man einen solchen Gutschein?

Ganz einfach: Sie füllen das unten auf dieser Seite abgedruckte Formular aus, schicken es an die Geschäftsstelle und überweisen zugleich den Betrag von mindestens DM 26,- (einen Jahresbeitrag) auf eines der Konten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Selbstverständlich schicken wir Ihnen gern weitere Formulare zu und bearbeiten auch formlose Bestellungen, wenn Sie nur alle nötigen Angaben enthalten! Sobald beides (Anmeldung und Geld) bei der Geschäftsstelle eingetroffen ist, bekommen Sie den Gutschein und können ihn (mit ein paar freundlichen Worten, Ihrem Glückwunsch oder ein paar Blumen) dem Beschenkten überreichen oder schicken. (Und gleichzeitig bekommen Sie die für Sie bestimmte Spendenbescheinigung – Sie sehen, es ist an alles gedacht!)

Übrigens: Wenn Sie ein Nichtmitglied zum ersten Mal mit einem solchen Gutschein beschenken, nehmen Sie ganz automatisch auch an der Verlosung der Werbepremien teil!

Hier abtrennen und bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

An die
Geschäftsstelle des
SCHWÄBISCHEN
HEIMATBUNDES
Charlottenplatz 17/II
7000 Stuttgart 1

Name

Vorname

Straße

PLZ

Wohnort

Ich bitte um Ausstellung eines Geschenkgutscheines für das Jahr 19__ auf den Namen:

Name

Vorname

Straße

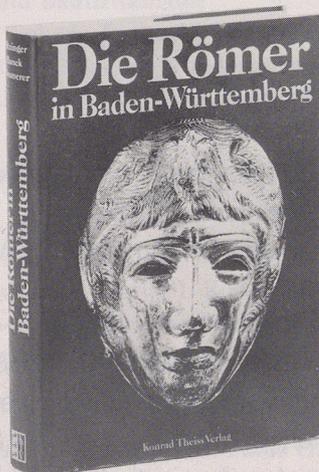
PLZ

Wohnort

Datum

Unterschrift

Zwei Standardwerke zur Archäologie in Südwestdeutschland



Die Römer in Baden-Württemberg

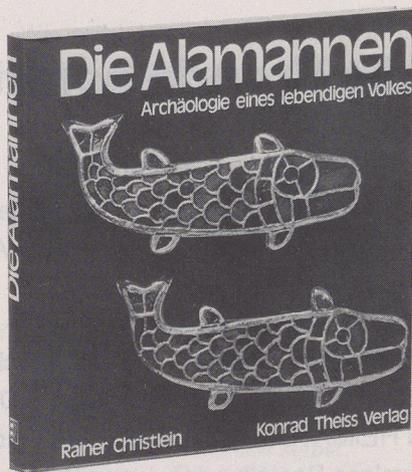
Hrsg. von Philipp Filtzinger, Dieter Planck und Bernhard Cämmerer.
2. Auflage 1976. 600 Seiten, 340 Fotos und Pläne, 76 Kunstdrucktafeln, 1 Karte, Register. Ln. DM 59,—.

Das große Sachbuch bringt eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der Römer in Südwestdeutschland, berichtet anschaulich vom Bau von Städten, Straßen, Kastellen und dem Limes, von Technik und Handwerk der Römer, von Verkehr und Handel, Kunst und Religion. In einem ausführlichen topographischen, lexikalisch nach Fundorten und Museen geordneten Teil geben Archäologen der Landesmuseen, des Landesdenkmalamtes und der praktischen Denkmalpflege eine umfassende Übersicht über alle wichtigen Funde und Bodendenkmäler in Baden-Württemberg. Zahlreiche Fotos und Zeichnungen veranschaulichen den Text und machen das Buch zum unentbehrlichen Nachschlagewerk.

Aus Besprechungen:

... ein unentbehrliches Nachschlagewerk und ein praktischer Führer zugleich ... Stuttgarter Zeitung über „Die Römer in Baden-Württemberg“.

... Das üppige Buch ist nicht nur wissenschaftlich notwendig, sondern ein Prachtstück für Liebhaber ... Augsburgs Allgemeine über „Die Alamannen“.



Die Alamannen

Archäologie eines lebendigen Volkes von Rainer Christlein.

2. Auflage 1979. 298 Seiten mit 112 Tafeln, davon 54 farbig. 135 Zeichnungen und Karten im Text. Mehrfarbiger Vorsatz. Ln. DM 85,—.

Diese erste Archäologie der Alamannen bringt in Text und Bild einen Überblick über ihre Besiedlung und Erschließung des Landes, über Tracht, Bewaffnung und Schmuck, Wirtschaft und Gesellschaft, Glaube und Aberglaube. Eindrucksvolle Funde aus allen Epochen und aus dem gesamten Siedlungsgebiet, für dieses Buch eigens fotografiert und großformatig dargeboten, vermitteln ein ganz neues und faszinierendes Bild der Alamannen.

Zahlreiche Karten und Zeichnungen veranschaulichen den Text. Ein umfangreicher Regestenteil bringt die wichtigsten Fundstellen zwischen Lech und Vogesen, Main und Alpen.



Konrad Theiss Verlag GmbH
Stuttgart und Aalen
Villastr. 11, 7000 Stuttgart 1

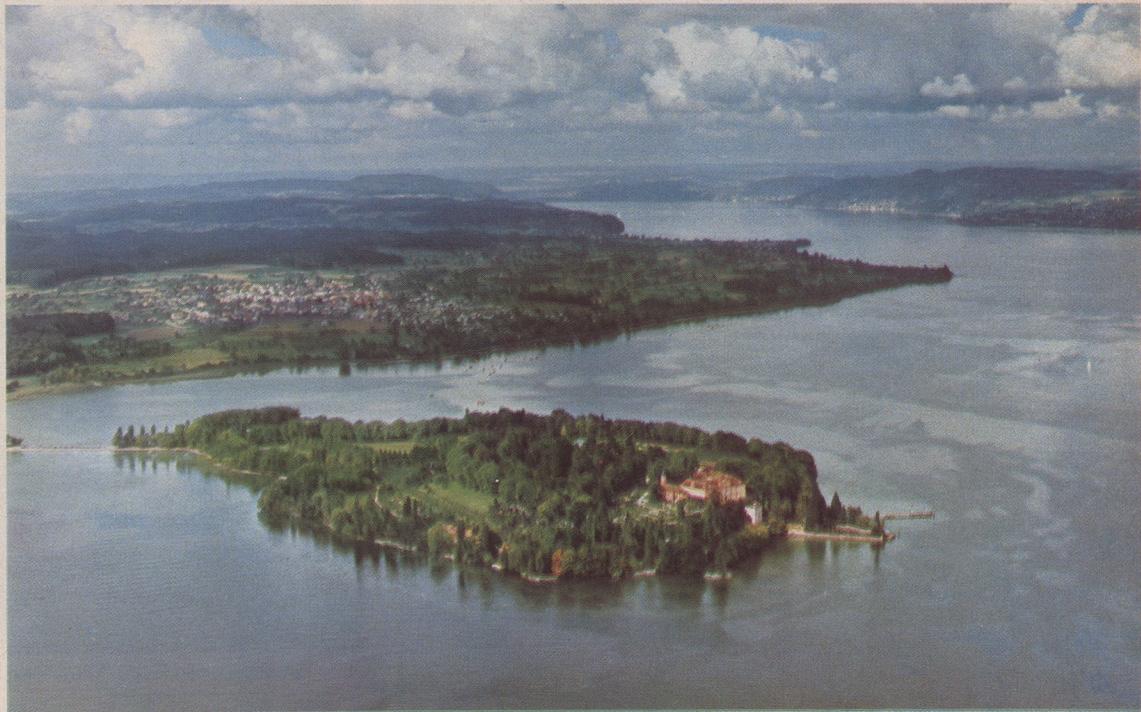
Die hier aufgeführten Titel erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung. Sie stellen nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Verlagsprogramm dar. Bitte fordern Sie einen ausführlichen Verlagsprospekt an.

Machen Sie mit bei unserem landeskundlichen Quiz.
Viele wertvolle Preise sind zu gewinnen!

Landesquiz Baden-Württemberg

Landschaften und Städte, Burgen und Schlösser,
Wirtschaft und Verkehrswege vom Flugzeug aus fotografiert.
Erkennen Sie auch in dieser reizvollen Perspektive
Baden-Württemberg wieder?

Alle Bilder stammen aus dem neuen Luftbildband
über Baden-Württemberg, der jetzt zum 25-jährigen Jubiläum
des Konrad Theiss Verlags erschienen ist.



Insel im größten See des Landes

<input type="checkbox"/>				
--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------



So wird es gemacht:

Bitte beantworten Sie die Fragen zu den zwölf Bildern. Die Antworten tragen Sie in die vorbereiteten Antwortkästchen ein. Ein Buchstabe ist jeweils besonders gekennzeichnet. Diese Buchstaben (geordnet in der Reihenfolge der Bilder) ergeben das Lösungswort. Bitte tragen Sie es auf Ihrem Gewinn-Coupon ein und senden Sie ihn, mit Ihrer vollständigen, gut lesbaren Adresse versehen an den Verlag (Porto bitte nicht vergessen). Die Preise werden unter den richtigen Lösungen verlost. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Einsendeschluß ist der 17. 9. 1979 (Datum des Poststempels).

2 Stadt mit dem höchsten Kirchturm der Welt

<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
--------------------------	--------------------------	--------------------------

8

Landschaft im Voralpengebiet

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--



Großstadt an der Mündung des Neckars

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--



Kurstadt im Herzen des Schwarzwalds

10

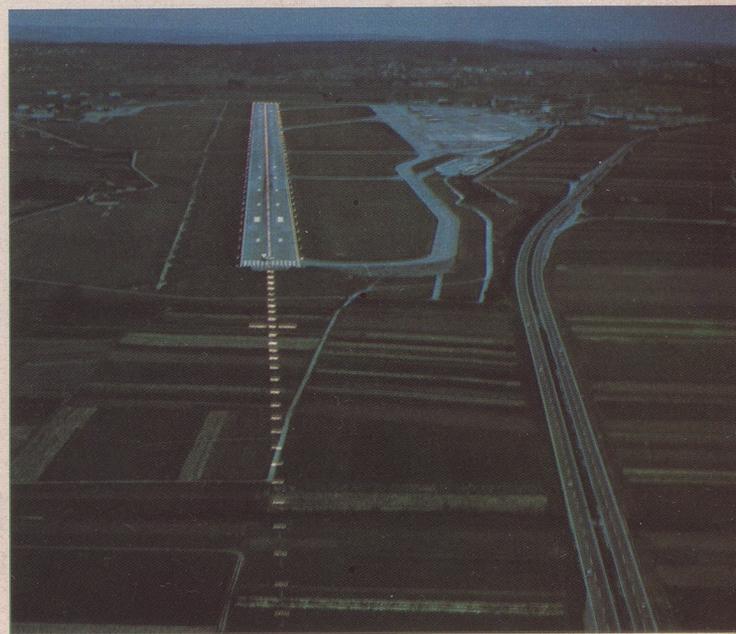
--	--	--	--	--	--	--	--	--	--



Der höchste Berg des Landes

11

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--



Landschaft bekannt durch Krautbau und Landesflughafen

12

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Das sind die Gewinne:

- 1. Preis: Rundflug über Baden-Württemberg, für 3 Personen, Dauer 1 Std.*
- 2./3. Preis: Rundflug über Baden-Württemberg, für 2 Personen, Dauer 1 Std.*
- 4./5. Preis: Rundflug über Baden-Württemberg, für 1 Person, Dauer 1 Std.*
- 6. – 10. Preis: Rundflug über Baden-Württemberg, für 1 Person, ca. 20 Min.*
- 11. – 20. Preis: Bildband »Baden-Württemberg« im Wert von DM 89,–
- 21. – 50. Preis: Bücher im Gesamtwert von DM 60,– aus dem landeskundlichen Verlagsprogramm des Konrad Theiss Verlags
- 51. – 100. Preis: Bücher im Gesamtwert von DM 40,– aus dem landeskundlichen Verlagsprogramm des Konrad Theiss Verlags
- 101. – 500. Preis: Vierfarbiges Poster im Format DIN A1 (59,4 x 84,1 cm). Das Motiv entspricht der Vorderseite dieses Preisausschreibens.

*Bei den Rundflügen steht Ihnen sowohl die Wahl des Landeplatzes (mit gewerblichem Rundflugbetrieb) als auch der Flugroute frei, entsprechend dem Angebot einer Rundflugfirma Ihres Wunsches.



Gewinn-Coupon

Einsendeschluß 17. 9. 1979. Bitte einsenden an
Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1

Das Lösungswort lautet:

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Name _____

Straße _____

PLZ, Ort _____

Beruf _____ Alter _____



Bestell-Coupon

Bitte nur an Ihre Buchhandlung senden oder abgeben (nicht an den Verlag).

Ich (wir) bestelle(n) hiermit durch die untenstehende Buchhandlung

_____ Expl. Albrecht Brugger, **Baden-Württemberg**
Eine Landeskunde im Luftbild, 258 Seiten mit 161 ganzseitigen Fotos,
davon 125 farbig, Leinen DM 89,-.

zur Abholung erbitte Zusendung

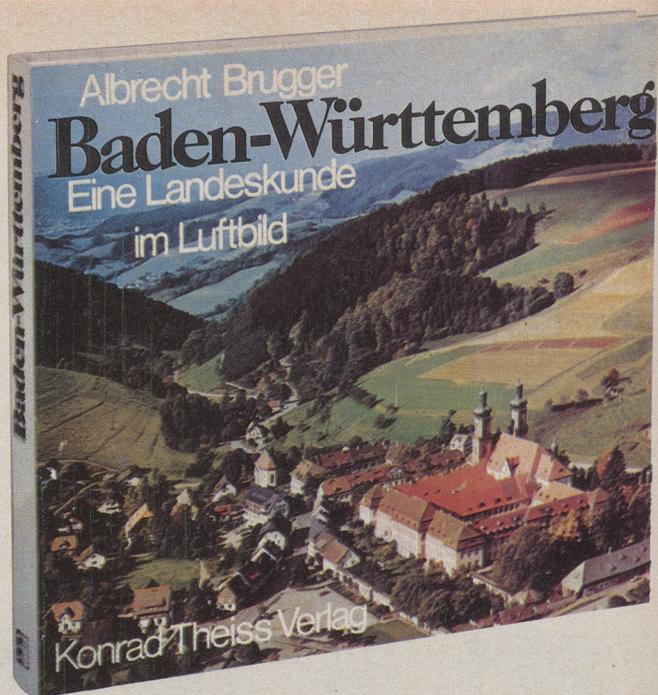
Name _____

Straße _____

PLZ, Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____

Ihre Buchhandlung



Baden-Württemberg

Eine Landeskunde im Luftbild
von Albrecht Brugger mit Texten von
Hermann Baumhauer und Erich Ruckgaber.

Bildband im Großformat 30 x 27 cm. 258 Seiten mit 161 ganzseitigen Fotos, davon 125 farbig. Leinen mit farbigem Schutzumschlag, im Schuber DM 89,-.

Das Bild Baden-Württembergs, völlig neu gesehen und repräsentativ dargestellt wie nie zuvor.

Der klassische große Luftbildband mit einzigartigen Fotos des international bekannten Luftbildfotografen Albrecht Brugger, einem Pionier der Luftbildtechnik. Die fast durchweg neuen und meist unveröffentlichten Aufnahmen vermitteln selbst dem Landeskenner ganz neue Einblicke. Sie sind Ausdruck von 25 Jahren Landeserkundung aus der Vogelperspektive.

Baden-Württemberg, Ferientand und Industrielandschaft, Land der Burgen und Residenzen, zwischen Rhein und Iller, Main und Bodensee. Die Spannweite und Vielschichtigkeit des Landes in Vergangenheit und Gegenwart, seine Möglichkeiten für die Zukunft, beleuchtet und erfaßt dieses Werk unter den verschiedensten Aspekten. Die Autoren gehen damit landeskundlich neue Wege, indem sie Gegensätze herausarbeiten, Widersprüchlichkeiten sichtbar machen, naturnahe Landschaft und historisch gewachsene Strukturen konfrontieren mit den Veränderungen, denen unsere Landschaft durch den Menschen ausgesetzt ist.

Inhalt

Das Bild des Landes (Überblick)/Siedlungslandschaft/Verkehrslandschaft/Industrielandschaft/Stadtlanschaft/Land der Residenzen/Land der Burgen/Klosterlandschaft/Hochschullandschaft/Zivilisationslandschaft/Erholungslandschaft/Landschaft im Luftbild

In dem Kapitel »Landschaft im Luftbild« gibt Albrecht Brugger am konkreten Beispiel Einblick in seine Arbeit und die Besonderheiten der Luftbildfotografie.

Lernen Sie mit diesem Buch Baden-Württemberg aus der Vogelperspektive kennen.



Baden-Württemberg in Text und Bild im Konrad Theiss Verlag

Allianz



Für Sie und Ihre Familie,
für Wohnung und Besitz.
Für alles was wert ist
versichert zu werden.

Allianz Versicherungen

**Es gibt viele Wege,
Geld gewinnbringend
anzulegen.**

Ihr Anlageziel wird von
Ihren persönlichen
Wünschen und Ihren
finanziellen Möglichkeiten
bestimmt.

Möchten Sie jederzeit über
Ihr Vermögen verfügen,
oder ziehen Sie eine lang-
fristige Geldanlage mit einer
höheren Rendite vor?
Steht bei Ihnen der
Sicherheitsgedanke im

Vordergrund, oder suchen
Sie Wachstumschancen bei
etwas Risiko?

Wollen Sie regelmäßig,
ab und zu oder einmalig
Geld anlegen?

Sie sehen, es gibt viele
Anlageziele. Entsprechend
vielfältig sind auch die
Anlageformen, unter denen
Sie wählen können:

Vom Sparbuch über die
staatlich geförderte Geld-
anlage bis hin zum Kauf
von Rentenwerten, Aktien
und Investmentanteilen.

Wir freuen uns auf
Ihren Besuch.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK

Stuttgart · Karlsruhe · Heilbronn · Über 100 x in Baden-Württemberg

BW
BANK

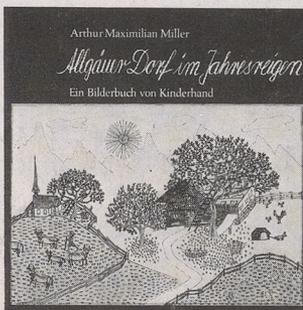
82620775-2207752/40277
WUERTT. STAATSBIBLIOTHEK
NECKARSTR. 8
7000 STUTTGART 1

Gastliches Härtsfeld

Reizvolle Landschaft der Schwäbischen Ostalb (457–723 m). Weite Waldungen, Wacholderheiden, Sehenswürdigkeiten, Kunstdenkmäler, Burg Katzenstein, Kapfenburg, Abtei Neresheim, Schloß Taxis, Jagdschloß Duttenstein mit Wildpark. Vielseitige Erholungs- und Wandermöglichkeiten, Schwimmen, Bootfahren, Segeln, Motor- und Segelflugsport, Tennis, Minigolf, Reiten, Kutschfahrten. Freundliche Gasthöfe, Pensionen und Ferienwohnungen. Vollpension ab DM 19,-.



Prospekte vom **Verkehrsverband „Gastliches Härtsfeld“ e. V.**
Geschäftsstelle Rathaus, 7921 Nattheim-Auernheim, Telefon (0 73 26) 3 47



Arthur Maximilian Miller:
„Allgäuer Dorf im Jahresreigen – Ein Bilderbuch von Kinderhand“,
Leinen, Format 22 x 21 cm,
64 Seiten und 25 meist farbige Bilder, 19,80 DM.

Aus dem
Verlag für Heimatpflege
im Heimatbund Allgäu
Königstraße 25, 8960 Kempten

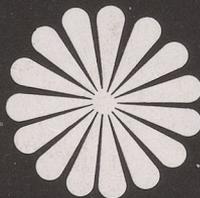
Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadtinformation, 7300 Esslingen am Neckar, Marktplatz 16, Telefon (07 11) 3512-4 41/6 45.

GLÜCKWUNSCH KARTEN



Muster
und Prospekte
7207 Beuron.
Beuroner Kunstverlag

Der Kreis Heidenheim

Konrad Theiss Verlag



Neu in der Reihe Heimat und Arbeit

Der Kreis Heidenheim

572 Seiten mit 176 teils farbigen Kunst- drucktafeln, die Schönes und Interessantes aus allen Städten und Gemeinden des Landkreises zeigen. Leinen mit vierfarbigem Schutz- umschlag.

Einführungspreis, gültig bis zum 30. September 1979: DM 38,-
(Danach gilt unwiderruflich der feste Ladenpreis von DM 45,-)

Sie können DM 7,- sparen, wenn Sie rechtzeitig kaufen.

Das große Sach- und Nachschlagewerk über den Heimatraum Kreis Heidenheim.

Viele Bilder zeigen die Schönheit der Landschaft und Sehenswertes aus allen Städten und Gemeinden. Interessante Beiträge namhafter Autoren über Geschichte, Geologie, Natur- und Landschaftsschutz. Vollständige Beschreibung der historischen Sehenswürdigkeiten und Kunstdenkmäler. Lebensläufe bekannter Persönlichkeiten. Führer durch die Museen im Kreisgebiet. Kulturelles Leben und Brauchtum, Festspiele, Theater, Konzerte. Entwicklung von Industrie, Handwerk, Landwirtschaft, Naherholung und vieles andere



Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart und Aalen